INHALT

SURVIVOR'S SONG
DIE DREI GAMMLER
RENITENT
MORGENDLICHES PLÄDOYER FÜR GEWÜRZTRAMINER
WEIHNACHTSLIED 1966
MILCH DER FROMMEN DENKART
GIN AND TONIC
HAFENREVUE
TAUBE IN GRÜN
GROSSE ANFRAGE
ROTER OKTOBER 1967
MEINE PROVINZ
AM ZEHNTEN TAG IM ELFTEN MONAT
DER WANDERMUSIKANT
PIK SIEBEN
DIE HUNDE VON PAMPLONA
SCHAHMATT
DIE NEUEN JAKOBINER
GROSSVATER JAKOBS ROTER FAHNE
IHRE GEWALT UND DIE UNSERE
AUCH NACH DEM ZWEITEN JUNI
LIED VOM GOLDENEN BUCH
IM WARTESAALE WARTEND
SIEBEN FRAGEN EINES SCHÜLERS
LIED VOM BETRIEBSFRIEDEN
DER KKW NEIN RAG
LIED VON DER GEDANKENFREIHEIT
BALLADE VOM HEXENHAMMER
IN MUEDERS STÜBELE
S'BRUCKELIED
BALLADE VON DER UNVERHOFFTEN LAST
BALLADE VON SEVESO
LIED VOM LEISTUNGSGERECHTEN TOD
PODER POPULAR

BALLADE VOM ZUFÄLLIGEN TOD
LIED AUßEN VOR DER MAUER
STOLTENBERGLIED
DER NEUDEUTSCHE ZWIEFACHE
LIED FÜR MEINE RADIKALEN FREUNDE
BALLADE VON JAIME
LIED FÜR DIE SHEBA
BALLADE VON DER RENTNERIN ANNA MACK
LIEBESLIED AUF 101 MEGAHERTZ
BALLADE VOM TOTEN MATROSEN WALTER GRÖGER
LIED VOM LEBENSVOGEL
VALPOLICELLA
SENSE
CHRIESEZYTT
KRÖNUNGSZUG LOTHARS, DES ERSTBESTEN
WAHRHEITSGETREU GEFÄLSCHTE ERINNERUNG
COMPAÑERO HUGO RIVEROS
LIED VOM KORMORAN
DIE ROMANZE VON DER JOHANNA ARG
FEHLANZEIGE
SERENATA SERENA
UNRUHIGES REQUIEM

SURVIVOR'S SONG
(Ne pas se pencher au dehors!)

Lass nur den Regen an die Scheiben schlagen!
Die Türen sind geschlossen. Im Zug wird man nicht nass.
Was hättest du am Bahnsteig noch zu sagen?
Auf dein Gerede war doch nie Verlass.
Vielleicht, dass eine Dame nach dir blickte,
die hinter jedem Schlusslicht flennt;
vielleicht, dass man die Uniformen schickte,
dass man dich sucht, weil man dich kennt.
    Ne pas se pecher au dehors!
    Besser nicht hinauslehnen!
    E pericoloso sporgersi!

Lass dich von keinem Blick aus nassen Augen äffen,
zieh lieber deinen Hut tief in die Stirn!
Denn besser ist's, die Blicke nicht zu treffen,
die Widerhaken schlagen im Gehirn.
Und wenn dann auch der lila Flieder wieder blüht ...
Der nächste Winter kommt bestimmt.
Verhäng das Fenster, dass dich niemand sieht.
Wer spricht, verliert. Wer schweigt, gewinnt.
    Ne pas se pecher au dehors …

Wer hörte da bei Nacht die Salven hallen?
Die Zeitung schrieb: «Es war nur ein Verkehrsunfall!»
Wozu die Fäuste in der Tasche ballen?
Geschossen wurde nicht das erste Mal.
Wer sagte da mit gelber Heuchelmiene:
«Ich kenne diese Menschen nicht!»?
Da überlebst du hinter der Gardine,
und die andern fallen im Licht.
    Ne pas se pecher au dehors …

Lass nur die Kinder auf die Scheiben hauchen
und ihre Namen malen mit Kinderunverstand!
Du wirst noch manchen neuen Namen brauchen,
und viele Pässe werden noch verbrannt.
Und siehst du im Vorbeifahren den Alten,
der Loch um Loch dreifußtief gräbt,
dann weißt du: dort wirst du auch einmal halten,
und dafür hast du – überlebt.
    Ne pas se pecher au dehors!
    Besser nicht hinauslehnen!
    E pericoloso sporgersi!

DIE DREI GAMMLER

Am Fuße der Kirche, die da steht
zu eines Kaisers Gedächtnis,
saßen die drei und zechten noch spät
und sangen der Freiheit ihr Kindergebet –
romantisches Vermächtnis ...

Der erste, der die Trommel schlug
mit grünbemoosten Füßen,
sagte, er hätte vom Kommiss genug
(das wird der noch büßen müssen!);
sein Haar, verrucht und schilfgraslang,
halbierte ihm ein Scheitel,
er trommelte im Pacific-Slang,
die Nase blühte eitel.

Trommler, du trommelst ja viel zu laut,
dich überhören sie nicht!
Warum hast du dir auch kein Haus gebaut,
woraus man so schön herunterschaut
nach getaner Pflicht?

Der zweite lästerte die Kultur
ohne Lizenz für Poeme,
er sang zwar zur Gitarre nur,
doch über brisante Probleme.
Noch trug er keinen Seidenschal,
noch pfiff er auf die Finanzen,
er sang – wie alle – sentimental
vom Marschieren und vom Tanzen.

Sänger, du schreist ja viel zu laut,
dich überhören sie nicht!
Warum hast du dir auch kein Haus gebaut,
woraus man so schön herunterschaut
nach getaner Pflicht?

Der dritte blus die Flöte laut,
die blus er nicht alleine,
der nannte die Pulloverbraut
auch ohne Segen die seine,
der küsste publik und schaut treu
aus feuchten Hundeaugen –
Passante fanden das furchtbar neu,
verklagten die Rabauken.

«Gammler, ihr gammelt ja viel zu laut,
euch überhören wir nicht!
Wozu haben wir unsere Häuser gebaut,
woraus man so schön hinunter schaut
nach getaner Pflicht!»

Nach den drei Gammlern lange noch schaun
musst ich im Weiterfahren,
die werden sich ihre Häuser noch baun,
das kömmt wohl mit den Jahren.
Ihr Bürger, steckt die Prügel ein!
Wie sollte euch das erschrecken?
Euch fiel doch einmal nichts besseres ein,
als den Totalen Krieg zu decken ...

RENITENT

Die Ballade vom Wehrdienstverweigerer Thomas M. Den historischen Hintergrund liefert der «Welschensteinacher Bauernkrieg» im Schwarzwald, der beendet wurde am 5.Januar 1967 mit einer Verurteilung der Angeklagten. Jede Ähnlichkeit mit den betreffenden Personen ist bezweckt.

Vor der Gewissenskommission,
der neuen Großinquisition
  stand Thomas M. und hatte wahrlich nichts zu lachen.
«Wenn einer kommt und der ist rot
und dich und Weib und Kind bedroht»
  so fragten sie «dann, Thomas M., was wirst du machen?»
Er sprach: «Gewiss ich schütze mich
vor Dieb und Feuer, Hieb und Stich,
  wer hat schon Sehnsucht, wenns ihm gut geht, nach den Toten?
Allein, was brauch ich Schwert und Schild?
Wo geht der Löwe um, der brüllt?
  Die Teufel seh ich nicht, besonders nicht die roten ...»

  Dann ging er heim auf seinen Hof
  und schaute nach, ob etwas brennt –
  ihr seht: der Mann ist ohne Zweifel renitent.

Es ging ein schönes Jahr ins Land,
da kam ein Schutzmann angerannt:
  «Der Thomas M. soll kommen mit zu den Soldaten!»
Der greise Vater trat herfür
und schloss ihm freundlich auf die Tür,
  dann ließ er ihn in seiner Jauchegrube baden.
«Mein lieber Schutzmann» sprach er dann
«erinnerst du dich nicht mehr dran,
  dass wir zusammen unser Volk geschützt in Polen?
Wir waren dünne Heimkehrer
und sagten NIE MEHR MILITÄR!
  und jetzt erfrechst du dich, mir meinen Sohn zu holen ... »

  Er nahm die Flinte, ging ins Korn,
  wo immer mal ein Hase rennt –
  ihr seht: der Alte ist auch ziemlich reniten.

Es brach die nächste Woche an,
da kam ein Jeep und fast sechs Mann
  «Der Thomas M. soll kommen mit zu den Soldaten!»
Die Bienenkörbe trafen gut
dank Weibeskraft und Weibesmut,
  und auch die Bienen, die vollbrachten große Taten.
Die Mägde krischen minniglich:
«So spüret denn bei jedem Stich,
  was wir von euren kleinen Bordkanonen halten!
Wir wünschen, dass euch etwas schwillt,
das dann als nicht mehr passend gilt,
  dass eure Weiber in der Wartezeit erkalten... !»

    Sie sangen Lieder dann im Chor,
    doch nicht Choräle zum Advent –
    ihr sehr: die Weiber sind besonders renitent.

Sie haben in derselben Nacht
aus ihrem Hof ein Fort gemacht,
  das wer da wollte konnte lange Zeit berennen,
die Bäume auf den Weg gefällt,
Heuwagen um das Haus gestellt
  als Barrikaden, die im Sommer lustig brennen.
Der Traktor ward bestückt als Tank,
dahinter Säue mit Gestank,
  so machten sie noch in der Nacht Patrouille-Fahrten.
Die jüngste Magd hat sehr gewitzt
des Bullen Hörner zugespitzt,
  die braven Hühner legten Kugeln und Granaten.

    Der brave Hofhund hielt die Wacht,
    wie sich's gehört, die ganze Nacht –
    im Vorfeld schlichen Katzen sacht, ganz sacht.

Der graue Morgen graute schon,
da lag ein ganze Bataillon
  in Schützengräben um den Hof von Thomas M.
Ein krummgedienter Hauptmann schrie:
«Ergebt euch, ihr gewinnt das nie!»
  und aus Trompeten spritzte feucht ein TÄTERÄTÄM.
Da kam ein Bote hoch zu Pferd,
der sang «Ihr Leute, halt und hört!
  Die Amnestie bring ich – drei Wochen vor den Wahlen.
Von wegen seiner Magerkeit
wird Thomas M. vom Dienst befreit,
  er soll nur eine kleine Ordnungsstrafe zahlen ... »

    Ob er bezahlt hat, weiß ich nicht,
    ich frage euch, die ihr ihn kennt:
    Ist Thomas M. dazu nicht viel zu renitent?

MORGENDLICHES PLÄDOYER FÜR GEWÜRZTRAMINER

Ein Tag des Herrn! Wir bücken uns ergeben,
vielleicht dass der uns Milch und Honig bringt ...
Ich sage Euch: auch der kann überleben,
der morgens früh Gewürztraminer trinkt.
Die Nacht war süß und schmeckte leicht vergoren,
die Träume haben wie man sagt: *geschäumt*,
da gab es Trauben frisch vom Stock geschoren,
und Mädchen gabs, von denen man bei Trauben träumt.
    Salut! Auf Euer Wohl!

Ein Tag des Herrn! Durch graue Nebel leuchtet
der Morgenstund vergoldetes Gebiss.
Zur Arbeit lahmt mit Kaffee angefeuchtet,
wer wider Willen angebissen ist.
Zum Himmel fliegt so manche bange Bitte:
«O Skarabäus Pillendreher hilf!»
Raum gibt es nicht selbst in der kleinsten Hütte,
und elend war des Moses Schiff im Schilf.
    Salut! Auf Euer Wohl!

Ein Tag des Herrn! Die Straßenkehrer fegen
Lumpen und Blech und Altpapier zu Hauf.
Da bieten Fraun auf blankgefegten Wegen
schon frischbedrucktes Altpapier zum Kauf.
Die Mädchen fallen schwer in ihre Röcke
und pudern leicht die lila Spur am Hals,
ein Presslufthammer fällt auf Eisenpflöcke,
die Glocke dröhnt: «Auf! Auf! der Erde Salz!»
    Salut! Auf Euer Wohl!

Ein Tag des Herrn! Das Wasser steht noch immer
auf gleichem Stand, ein Dieb kriegt seinen Lohn.
Des Präsidenten Zungenschlag wird schlimmer,
irgendwo hängt ein Ruch von Korruption.
Der Nebel fällt, die Barometer steigen,
die alte Welt wird bald evakuiert,
über uns lockt ein Weltraum voller Geigen –
ich schnall mich an, dass man mich nicht verliert.
    Salut! Auf Euer Wohl!

WEIHNACHTSLIED 1966

«Warum sag an, Gitarrenmann,
singst du nicht so, wie's jedermann kann,
  warum singst du nicht: AMI RAUS AUS VIETNAM...?
Schwimm doch mit uns im Gegenstrom,
schlage die Trommel: AMI GO HOME!
  Schwing das Marschierbein, wir ziehn übern Kurfürstendamm!»

    Nein, euer Happening ist mir zu dumm,
    nein, eure Lieder sind mir zu stumm,
      nennt mir das Murmeltier, das ihr mit der Trommel geweckt.
    Schlagzeilen, aus dem Ärmel geschwitzt,
    Donnerprotest – schon abgeblitzt.
      Eilet, ihr Bürger, hei-hussah! Hier wird der Bürger geschreckt.

Da rührt meine Schulter eine saubere Hand,
verdient um und am Vaterland:
«Sänger, dich lob ich, du hast Verstand,
Wir nehmens als Fügung – Krieg, Mord oder Brand...»

    Dem spring ich ins christlich geblähte Gesicht:
    Getünchtes Grab! Gefälschtes Gewicht!
    Den Beifall, Herr, begehr ich nicht!
    Und ich sing ihm mein Lied,
    und ich steck ihm ein Licht –
    vielleicht, dass er klarsieht,
    wahrscheinlich nicht.

Jim aus Kentucky, Berufsmilitär,
harter Bursche, scharf am Gewehr,
dem fiel der Job in Las Vegas nicht schwer,
  der schwamm so im Fett auf den Fleischtöpfen dort in Ägyptenland.
Jim aus Kentucky kam heim zu Besuch,
da las der Pastor aus dem Biblischen Buch
vor zwei Säcken – olivgrün – aus Segeltuch:
  das waren George ohne Kopf und Jonny zu Hälfte verbrannt.

    Mobilgemacht fuhr er ins Camp zurück,
    bekam Munition und ein Ledergenick,
    am Kai stand John Wayne und wünschte viel Glück,
      und da sah er olivgrün, olivgrün, olivgrün, da wurde ihm schlecht.
    Und er träumte von Johnson, dem Mann, der nie lügt,
    von Westmoreland, der die Hölle besiegt,
    von Spellman mit Ölzweig, der himmelwärts fliegt,
      und er träumte vom Krieg, und der Krieg war schön und gerecht.

Kerzen und Herzen brennen heut heiß,
seht nur, der Schnee rieselt unschuldig weiß,
  ein Panzerchen schnurrt unterm Christbaum ganz leis im Kreis.
Jauchzet! Heut ruht der bestialische Sport,
nur wildes Getier treibt den Dschungelkrieg fort,
  und auch das Radio vermeldet manch friedlich salbadertes Wort

Morgen früh, aber dann, mit frischem Mut,
Männer, ran! Erektionen! Sät euer Blut!
Da wächst dann die Freiheit! – die Freiheit? – die **DIEM**-mokratische Freiheit.
Besser katholische Korruption,
besser zehn Hitler in Saigon,
besser die Freiheit zur Eskalation
als eine Baisse, eine Flaute, Verluste – kurz: Revolution.

Da hör ich ganz fern vom Kurfürstendamm:
«AMI RAUS AMI RAUS AUS VIETNAM
Unsere Ohnmacht währet noch lang,
aber dann aber dann aber dann aber dann
aber dann aber dann aber dann aber
dann ... »

MILCH DER FROMMEN DENKART
Schlaflied für Susanna im ersten Jahr

Susanna, mach die Augen zu,
ich geb ja doch nicht eher Ruh,
mein Singsang soll dich wiegen.
Die Läden hab ich zugeklappt,
damit kein Nachtkrabb nach dir schnappt,
die Elster soll nichts kriegen.

Nachtwächter sind zwar viel im Amt,
was die so machen allesamt –
ob sie wohl wachen?
Die Hühner lachen morgen früh
und legen schöne Eier, die
wir stehlen und vernaschen.

Wie schön leucht' uns der Abendstern,
ich glaub, die Zeit ist nicht mehr fern,
dass wir dort oben wüten.
Vielleicht werd ich auch widerlegt,
vielleicht darf dort, wer Eier legt,
in Frieden selber brüten.

Der Sonne sind wir abgewandt,
die brennt jetzt auf manch ander Land,
auf Cuba und Bolivien.
Uns überstrahlt kein Roter Stern,
das walten Gott und andre Herrn
aus besseren Familien.

Da fallen dir die Augen zu,
schlaf ein, mein Kind, ich geb schon Ruh,
wir wollens überschlafen ...

GIN AND TONIC

Als er dann müde war der Damen in den kleinkarierten Roben,
die milde Cognac-Bohnen lutschen, einen Prinzgemahl beloben,
die ihren Minzetee so zierlich zu den Lästerzungen führen
und eine Kichererbse noch durch dreizehn Daunendecken spüren,
als er dann müde war der sehnsuchtsvollen Rosshaar-Wimpern-Blicke
und jener Maske der Ophelia, die da von der Seine-Brücke,
gab er zum Fraß der Katze Goldfische aus dem Aquarium,
dann gab er Gas und sah sich nicht mehr um.
    Gin and Tonic, Gin and Tonic,
    der Mond nimmt ab, wann war der schon mal voll?
    Gin and Tonic …
    wer weiß schon, was man tun und lassen soll?
    Die tanzen noch den letzten Rock'n Roll –
    morgen moduliert die Stechuhr
    sowieso nach Moll.

Der blinde Zufall hat ihn eingeführt, er lehnte an der Bar.
Sie hatte nichts als eine Klarsichtfolie an, weil Fasching war,
und ihr Haar war grüngefärbt wie junges Gras und junge Liebe,
seine Augen machten sich an sie heran wie Taschendiebe,
und er sang das Lied von Angélique oder der Achterbahn,
und starrte immerzu ihr Haar und ihre Klarsichtfolie an,
sie hat den Mund zum Küssen aufgemacht (das war das erste Mal) –
dann fuhren sie hinunter zum Kanal.
    Gin and Tonic …

Als er erwachte, spürte er, da war der ganze Schnee verbrannt,
er hat die Stimme, die ihn weckte, und die Hände nicht erkannt,
ihre Schminke war geronnen, ihre Lider grau und schwer,
irgendwo kam aus dem Nebenraum Musik zu «Le Bonheur».
Und ihr Haar, das er geliebt hatte, war gelb wie welkes Gras,
und sie nannte einen Namen, den er tags darauf vergaß,
und er kippte aus dem Gin-Glas noch den letzten trüben Rest,
das war ein Tag wie jeder andre, wenn man sagt «bonjour tristesse».
    Gin and Tonic ...

Nun fährt sie sonntags mit zum Baggersee unter der Autobahn,
und sie schaltet, wenn die Beatles singen, den Transistor an,
und sie starrt in den Plakathimmel, wenn Yesterday verklingt,
ob vielleicht aus einem Hubschrauber der schönste Beatle springt?
Und sie warten, wenn sie tanzen, wenn sie schlafen, wenn sie baden,
und sie warten, wenn sie Münzen füttern in Spielautomaten,
warten, dass der ganze Ball, bemannt, beweibt, bewässert und betiert,
irgendwann explodiert.
    Gin and Tonic ...

HAFENREVUE

Weißt du noch, ich stand damals am Hafen
mit den Füßen verschraubt auf dem Land,
weißt du noch wie der Mond, das bleiche Lamm,
rachitisch im Brackwasser schwamm?
Und der Regen fiel süß wie Champagner
aus den Rieselmaschinen vom Dach,
die Flötenmusik aus den Lautsprechern klang
nach Johann Sebastian Bach.
  Es fragte dein Mund: «Wohin, wohin?»
  (Wo die Zitronen blühn...)
  Die Scheinwerfer-Sonne stieg auf und beschien
  deine Perltränen aus Glyzerin,
dann flogen die Segel, weiß wie der Schnee,
auf Kurs zur Karibischen See.

Unsre Einstellung war bald gefahren,
lag im Kasten, komplett, «Szene tot»,
man hat die Kulissen längst vertauscht
durch Lampions blau, grün und rot.
Eine Dame mit glänzenden Lippen,
die auf Biber und Zobel erpicht,
zog den Prinzen der Reeder-Dynastie
ins Jupiter-Rampenlicht.
  Sie zierte sich noch, als er nach ihr griff,
  und tat so, als wollte sie fort,
  als wartete sie auf ein anderes Schiff
  mit fünfzig Kanonen an Bord ...
Dann folgte sie ihm auf die rosa Jacht,
ihr Kielwasser schluckte die Nacht.

Ein Reigen von Jungfern und Tanten,
in geblümten Kleidern, bejahrt,
zog einen falschen Seemann an Land
mit angeklebtem Bart.
Noch während sie ihn kostümierten,
bis er aussah wie Billy the Kid,
sang er traurig, sonor und graumeliert,
alle Tanten sangen mit:
  «Ein Schiff, die Gitarre und das Meer,
  und der Bart für die Vögel ein Nest,
  komm bald wieder, mein Junge!» – sie weinten sehr
  und hielten ihn immerzu fest,
dann machten sie alle im Hafen-Carré
eine Hafenrundfahrt zum Tee.

Und ihr Buchhändler, Lehrer, Frisöre,
ihr Serviermädchen, Kellner mit Schliff,
ihr murmelt jetzt hinter der hohlen Hand:
«Ein Königreich für ein Schiff!»
Gebt nur zu, ihr steht manchmal am Hafen,
mit den Füßen verschraubt auf dem Land,
wisst ihr noch, wie der Mond, das bleiche Lamm,
rachitisch im Brackwasser schwamm.

Es fragt eine Stimme: «Wohin, wohin?»
(Wo die Zitronen blühn ...)
Auf dem Bildschirm weint eine Sängerin
ihre Perltränen aus Glyzerin,
dann fliegen die Segel, weiß wie der Schnee
auf Kurs zur Karibischen See.

TAUBE IN GRÜN

Nachsintflutliches Frühlingslied von vergeblicher Liebesmüh

Der Wasserhahn tropft wieder regelmäßig.
Die Eiszapfen am Fenster sind getaut.
Die Sonne leckt den Schnee vom Dach, gefräßig.
Der Märzwind spült die Falten aus der Haut.
Mein Zimmer ist zum Steinerweichen leer.
Sie kommt zurück – sie kommt nicht mehr...
Taube in Grün,
nach des Winters weißer Sintflut ausgeflogen
zu den Weidekätzchen am Kanal –
hat dein Mona-Lisa-Mund gelogen,
der mir vierzig Winternächte stahl ... ?

Ich deklamierte VERDE QUE TE QUIERO.
Du rührtest unablässig im Kaffee.
Ich las aus dem ZIGEUNER ROMANCERO.
Du fülltest meinen Stiefelschaft mit Schnee.
In deinem grünen Kleid lag pure Poesie.
Ich seh sie wieder – seh sie nie...
Taube in Grün,
nach des Winters weißer Sintflut ausgeflogen
zu den Weidekätzchen am Kanal –
hat dein Mona-Lisa-Mund gelogen,
der mir vierzig Winternächte stahl ...

Die Krähe am Kamin schreit melancholisch.
Aus Straßen lärmt das nächtlich High-Life.
Ganz nah übern den Dächern hängt symbolisch
der Sichelmond wie ein gesprungner Reif.
Vielleicht hört sie mein Lied in einem fremden Haus.
Sie weint um mich – sie lacht mich aus...
Taube in Grün,
nach des Winters weißer Sintflut ausgeflogen
zu den Weidekätzchen am Kanal –
hat dein Mona-Lisa-Mund gelogen,
der mir vierzig Winternächte stahl ...

GROSSE ANFRAGE
auf dem Montmartre-Friedhof anlässlich eines Staatsaktes

Großer Meister Heinrich Heine,
bist du wieder aufgewacht?
Hockend auf dem Totensteine –
woran denkst du in der Nacht?

«Ach, es kitzelt meine Nase
süßer Rauch und Rosenduft,
Nekrologe von von Hase
platzen in die Frühlingsluft.
Neulich setzte man die mythischen Gebeine
des bemoosten großen Rosengärtners bei,
und die schönen Jammertöne überm Rheine
mahnten mich an längst verschallte Klerisei.
Meine Deutschen – wahrlich keine Spötter –
leben fromm von Bier und Tradition,
und als ein Geschenk der Götter
kam die jüngste Restauration.»

Großer Meister, Heinrich Heine,
woran denkst du in der Nacht?
Hockend auf dem Totensteine –
warum hast du bloß so laut gelacht?

«Der Virorum Obscurorum
Zitadelle war der Kölner Dom –
für metaphysisch tiefe Bohrung
pflegt ihr immer noch das deutsche Rom.
Vater Rhein, dieser versoffene Geselle,
rollt im Bett als «deutscher Schicksalstrom»,
und die Orgel in der geistlichen Bastille
hat noch immer dieser Reichs-Sirenen-Ton...
Ach, was seid ihr schlecht beraten
mit diesem kopflosen Oberhaupt,
die Erinnerung an seine braunen Taten
haben ihm noch nie den Kinderschlaf geraubt»

Großer Meister Heinrich Heine,
warum hast du bloß so laut gelacht?
Sag von deinem Totensteine:
Haben wir vielleicht was falsch gemacht?

«Aber nein! Die alte Spule
spult sich ab in alle Ewigkeit,
auch die SCHWÄBISCHE DICHTERSCHULE
hält ihr Sprüchlein allezeit bereit.
Euer Gerstenmeier, jener späte Cato,
der so vaterländisch-schwäbisch-römisch tönt,
spielt so lang republikanisch Pizzicato,
bis er als Eugen der Erste wird gekrönt.

Ganz Europas eitle Hähne
krähten Largo mit Gefühl,
mit einer riesengroßen Träne
kam aus Texas das alte Krokodil.»

Großer Meister Heinrich Heine,
woran denkst du in der Nacht?
Hast du auf dem Totensteine
die Soldaten ausgelacht?

«Wie sie parierten, stramm, gestriegelt,
weil sie verschluckt den preußischen Stock,
womit man sie einst hineingeprügelt
in des Vaterlandes Ehrenrock.
Nur: ihre Eisenhüte haben keine Spitzen,
weil – genau wie ich es damals prophezeit! –
sie getroffen wurden von modernen Blitzen...
doch die Gewitter dauern wohl zu kurze Zeit...
Ach, ich vergaß, dass nach jeder Ernte,
wenn die Felder mal wieder ratzekahl,
dieses Volk, das niemals etwas lernte,
sät die neue Drachensaat aus Stahl.»

Großer Meister Heinrich Heine,
warum wirst du plötzlich stumm?
Warum klappert dein Gebeine
so verstört im Kreis herum?

«Ach, es singen alle Geister
vom Montmartre-Friedhofs-Chor:
Diese Deutschen – Scheibenkleister!
Ah, les Allemands – merde alors!»

MEINE PROVINZ

«Demokratie! Nahe bei dir singt nun eine schwellende Kehle freudevoll. Ma femme! ...»
Walt Whitman, 1860

Also reden schwere Zungen:
«Mossmann lästert die Nation!»
Die reden mit Blechzorn wie Nibelungen
oder verschmiertem Komplizenton
über den verlornen Sohn.
Also bläst Mossmann in euere Ohren:
(Macht's euch bequem, lehnt euch zurück, raucht, trinkt, lutscht Pfefferminz!)
Ich sage Euch: der Sohn ist nicht verloren –
Er kommt aus einer anderen Provinz.

Nein, dieser Raubvogel ist nicht mein Wappen,
die Klauen der arischen Gier,
der üble Gestank aus den alten Attrappen
schlägt durchs moderne Visier.
Bleibt mir vom Hals mit der Verwandschaft,
Obrigkeiten aus drei Reichen,
mit der romantischen Urväterlandschaft,
mit diesen vermoderten Eichen –
Ich komm aus einer anderen Provinz ...

Da ist ein Land, wo wir in vielen Zungen reden,
ein Weinberg im Markgräfler Land,
der Wind aus Burgund, aus der Campagna die Reben,
und Schnee von den Alpen kühlt die Hand,
im Westen das SIÈCLE DES LUMIÈRES
(«democratie ... ma femme!»),
im Norden vor dem Barbarenheer
der Limes, der nützliche Damm.

Seht ihr die Mörder? AMERICA'S BEST!
Da zählen sie ihren Lohn!
Da fressen Amerikas Kinder den Rest
ihrer eigenen Revolution.
Wie Giftpilze wachsen schwammig im Regen,
wächst das Heilige Kapital,
die Armut der Armen bringt tausendfach Segen
den Priestern des blutigen Baal –
Ich komm aus einer anderen Provinz ...

Wir hören den Schrei aus Mexico
TIERRA Y LIBERTAD!
Wir sehen Chinesen auf dem Langen Marsch,
die sind von Brot und zwei Fischen satt,
wir kennen das SIÈCLE DES LUMIÈRES
(«égalité ... ma femme !»),
weiß gefiedert, mit Teer beschmiert,
erhebt sich der Schwarze Mann

Hört ihr den Singsang der Kardinäle
in New York und Bogotá?
Fragt sie nach dem Preis einer gelben Seele,
fragt, wer Camilo Torres war!
In Kapstadt gilt Recht, das die Liebe geißelt
zwischen ungleicher Haut,
das war das Gesetz, in die Steine gemeißelt,
mit denen man Warschaus Ghetto gebaut –
  Ich komm aus einer anderen Provinz …

    Da ist ein Land, wo die Liebe einhergeht
    hüllenlos, im klaren Licht,
    wo kein Wind die Spuren Pocahontas verweht,
    und Rahel verbrannte nicht,
    da leuchtet das SIÈCLE DES LUMIÈRES
    («fraternité ... ma femme!»),
    da fängt man das rassistische Zelotenheer
    wie die Läuse im Kamm.

Nein, dieser Raubvogel ist nicht mein Wappen,
der fliegt mit den Raben im Schwarm,
der muss ja die Leber der Freiheit zerhacken,
da schlugen schon viele Alarm.
Was hilft diese schwindsüchtige Verwandschaft
mit der deutschen versickerten Revolution?
Die ersoff doch im Schlamm dieser Urväterlandschaft,
und da blieb nur ein ganz kleiner Ton:
  Ich komm aus einer anderen Provinz …

    Da ist ein Land, wo wir in vielen Zungen reden,
    ein Weinberg im Markgräfler Land,
    der Wind aus Burgund, aus der Camapagna die Reben,
    und Schnee aus den Alpen kühlt die Hand,
    im Westen das SIÈCLE DES LUMIÈRES
    («liberté ... ma femme!»)

    Mein Lied wird verbrannt
    Meine Lippen meine Hand
    Im Grenzland
    Zwischen
    Viet –
    Nam

ROTER OKTOBER 1967

Schmäht mir den Roten Oktober nicht,
die fruchtbare Ernte-Saison!
Rühmt mir den Jahrgang! Lernt das Gedicht:
Die Stanzen der Revolution!
Die eisernen Stanzen verbot die Zensur
nach Stalins blutigem Verrat,
seither parodieren seine Nachfolger nur
den Refrain von Petrograd.
Lobt mir den Roten Oktober nicht,
ihr Heuchler auf Staatstribünen!
Gebt acht – die Wahrheit im Maulkorb sticht
wie Millionen chinesischer Bienen!
    Mein Deutschland ... ach, was rede ich –
    Mein ist es nicht, mein ist es nicht.

Die Früchte des Roten Oktober sind
in Deutschland faul geworden –
erfroren im deutschen Novemberwind
und später noch besser verdorben...
Oktoberäpfel glänzen zu rot,
auch fürs halbe Deutschland zu schade:
dort schmiert man aufs sozialistische Brot
verschimmelte Marmelade.
Sag nicht «Was geht's ihn an, den Tropf
Im Bundes-Jammertal» -
mir dröhnt ein altes Lied im Kopf,
klingt so INTERNATIONAL ...
    Aber mein Deutschland ... ach, was rede ich,
    mein ist es nicht, mein ist es nicht.

Die Mörder haben das Opfer beerbt.
(ein altes Stück, zum lachen)
den eigenen Mantel purpurn gefärbt
und gestohlen den Kopf des Drachen ...
Erschlugen sie auch Trotzki, den Mann –
seine Glocke läutet weiter für's Recht.
Nur hört man die Glocke aus Coyoacán
in Berlin und Leipzig recht schlecht.
Dort klingen die Stanzen der Revolution
wie ein ungereimter Witz,
dort vertrocknet die fruchtbare Tradition
längst im Eunuchenbesitz.
    Denn mein Deutschland ... ach, was rede ich,
    mein ist es nicht, mein ist es nicht.

AM ZEHNTEN TAG IM ELFTEN MONAT
(Ich schau mein Foto an ...)

Ich schau mein Foto an von vor zwanzig Jahren
und sehe Hass und Angst und Widerspruch und Neid,
versteckte Augen unter viel zu langen Haaren,
im Hintergrund die Kriegsmüllhalde, leer und weit.

Gewiss, da standen keine Wälder,
und schwarz und schweigend lag da bloß die Stadt,
der Mond verkroch sich in Ruinenfelder,
und viele schliefen nicht, und manche waren satt.

Wir rissen Ziegel für die Spatzenfallen
aus einem sinnlosen Friedhofs-Mauerstück –
besonders abends hörte man Kanonen knallen,
s'war Friede, nur das Echo schoss zurück.

Da gabs Patrouillengänge nachts ins Amilager,
wir stahlen Kupferdraht und Blei,
die Frauen dort warn bunt und nicht so mager,
die rauchten, lachten, machten viel Geschrei.

Ein Mann am Fenster spielte mit den Krücken,
was man in solchen Zeiten häufig sieht,
wir mussten «Vater» sagen, er musste nicken,
wir lernten neue Wörter, zum Beispiel «invalid».

Wir hatten keine Sehnsucht nach dem Winter,
der Füße frisst, die Augen und den Mut,
wir schauten neidisch auf die kurzbehaarten Kinder
aus jenem Goldorangenland, dort wärs wohl gut.

Gewiss, heut stehn dort wieder Wälder,
ein Strahlengürtel liegt um jede Stadt,
wir wissen: fruchtbar sind Ruinenfelder,
wir lachen sorglos, schlafen satt.

Wir tragen Goldorangen in den Händen
und frieren nicht, wenns in Sibirien schneit,
man zeigt uns Kinder vor verbrannten Wänden,
und wir verachten Hass und Angst und Neid.

Ich schau mein Foto an von vor zwanzig Jahren
Und sehe Hass und Angst und Widerspruch und Neid –
War das Hanoi, Detroit oder Jordanien?
Im Hintergrund die Kriegsmüllhalde, leer und weit.

DER WANDERMUSIKANT
für Colin Wilkie

Durch grauer Städte Mauern
zieh ich auf leichtem Fuß.
Was wollt ihr mich bedauern?
Ich tu's nicht, weil ich muss.
Auf die Champs Elysées
komm ich mit der Gitarre,
von der ich mehr versteh,
als von der schönsten Knarre –
  mir tät die Schulter weh.

Zum Essen und zum Trinken
hab ich grad, was ich brauch.
Kantinen-Mädchen winken,
die füllen mir den Bauch.
So in der Stadt Madrid,
ich sang vor vollen Krügen:
«Abajo falscher Cid!
General, Deine Fahnen lügen!»
  Die Leute sangen mit.

In Nürnbergs Randbereichen,
da biss ich auf Granit,
dort wandelten die Eichen
in rechtem Schritt und Tritt,
von Blut und Boden schwer
und braun wie Haselnüsse,
ich sang «Le deserteur»,
sie bleckten die Gebisse
  und wurden täglich mehr.

Vom freien Kopenhagen
fiel mir der Abschied schwer.
Den Mädchen sollt ich sagen,
wer wohl die schönste wär.
So prüfte denn mein Mund,
es prüften Herz und Hände
manch kurzgeweilte Stund,
des Prüfens war kein Ende,
  das hatte guten Grund.

Vor Moskaus hohen Pforten
blus mir der Wind ins Gesicht.
Mein Lied mit Trotzkis Worten
gefiel seinen Erben nicht.
Es singt der Wandersmann
den Herren keine Oden,
er spuckt nur dann und wann
sein Körnlein auf den Boden –
  so baut man Disteln an.

PIK SIEBEN

Geh bitte nicht als fast schon ausgewickelte Praline,
die wird vernascht, kaum knabbert einer dran,
geh lieber als giftgrüne Colombine,
denn alle Tauben sind bekanntlich nymphoman;
erwecke Schrecken vor Virginia Woolf, gebärde dich hysterisch,
und einen Rezensenten mäste dir zum Fest,
als Schweinchen Schlau drapier ihn dann malerisch
vor deiner Besenkammer, Circes Liebesnest.
Mit einer Karte, die im Ärmel mir geblieben,
maskier ich mich bescheiden als
  Pik-Sieben.

Die Gäste kommen, ihrer Tarnung noch nicht sicher,
ich rede weise wie ein Präsident,
mein Stottern erntet albernes Gekicher,
weil jenes Sauerländertröpfchen jeder kennt.
Jetzt, Circe, lass sie nicht zur Ruhe kommen,
verhäng ein Tänzchen, dreh mal an der Sicherung,
dann weißt du, dort, wo's kreischt, dort sind die Frommen,
die habens leicht, die gehn zur Beicht noch vor der Dämmerung.
Wenn sich dann manche hinter Bücherwände schieben,
studiert die Odyssee
  Pik Sieben.

Gemütlichkeit, wir werdens ja erleben,
erblüht im Rauch gemischt mit Spiritus,
wenn dann die weißen Fledermäuse schweben,
zeigt sich gefällig jeder Reißverschluss.
Misch in die mitternächtlichen, die Russischen Salate
so nebenbei ein Pfund Aphrodisiakum –
Ein Knöllchen Sellerie ist niemals nicht zu schade,
und deine Gäste bringt Natur gewiss nicht um.
Wenn sich dann alle erdverbunden lieben,
guckt in den Mond
  Pik Sieben.

Lass den betagten Gast von Stahlgewittern schwärmen,
das machen Rolling Stones und ein Fanfaren-Moll,
dem wühlt hat Lust an Untergang in Därmen,
beiß ihm zwei Schmisse ins Gesicht, das tut ihm wohl!
Don Camillo schwingt den Morgenstern, bekreuzt sich,
Peppone schwingt den Hammer dumm und stumm,
jetzt niese, Circe! Circe, schneuz dich!
Du bläst die ganze Blase doch glatt um.
Wenn alle Standort fassen, hüben oder drüben,
zeigt einen Drahtseilakt
  Pik Sieben.

Nach fünf Uhr morgens fallen dann die letzten Trümpfe,
zu einer Bock-Runde rafft keiner sich mehr auf,
die Könige durchwaten Marihuana-Sümpfe,
die Damen wie die Buben fielen längst zuhauf.
Da zappeln Fliegen, festgeklebt auf Wimperntuschen,
das Schnarchen sammelt sich zu mäßigem Orkan.
Ich schau mich um, seh ausgespielte Luschen,
nur in der Küche grölt ein letzter heisrer Schwan.
Du lamentierst: «Wo ist er abgeblieben?»
Suchst in der Besenkammer lüstern nach
  Pik Sieben.

Auf einer regenbogenfarbenen Girlande,
die zwischen Lampe und Chagall ist festgemacht,
da schaukle ich, spiel eine Sarabande
und pfeife auf die Leichen dieser Nacht
und schau dich an, die nimmersatten Hände
und denke zärtlich an – Penelope
und suche Ithaka, die eigenen vier Wände,
o Circe trink allein den Morgentee.
Dieser letzte Stich ist mir geblieben.
Ein Waldspecht fliegt davon. Das war
  Pik Sieben.

DIE HUNDE VON PAMPLONA

Ich singe euch für Geld und gute Worte
ein altes Lied von der gemischten Sorte:
ein bisschen Blues-Melancholie, ein bisschen müde Eleganz
und Kastagnetten zum Zigeunertanz ...
Ich zeig euch koloriert die alte Fotografie,
da war der Ziegenhirt, und seinen Wein vergisst man nie,
nur dieser Sonnenuntergang, der war doch viel zu bunt,
und unterm Fenster heulte immerzu der Hund –
ach ja, die Hunde von Pamplona ...

Und jedes Bildmotiv kann gut fürs Album sein,
vielleicht aus Gusseisen, vielleicht aus Marmelstein,
die alte Gaslaterne und ein Denkmal-General
(auch für die Hunde war das Material egal).
Und jenes Mädchen im Hotel, das uns die Betten machte,
das war die schöne MARIA PAZ, die nie beim Singen lachte,
sie sang von der Liebe der Soldaten, dabei hörten wir,
unterm Fenster heulte immerzu das Tier –
ach ja, die Hunde von Pamplona ...

Das war vor Jahren, als ihr Geliebter kam,
an der Laterne von ihr Abschied nahm,
er sei ein Drachentöter, sagte er, Sankt Georg mit dem Schwert,
und dieser Krieg sei wohl ein Heldenleben wert.
Seine Leiche hat man dann vor Madrid verbrannt
bei dem Komparsenopfer für das Vaterland,
und ein Caudillo dröhnte vom Podest, um seine Füße lag Zement,
und in Pamplona wuchs ein neues Monument –
für die Hunde von Pamplona ...

MARIA PAZ nahm einen in ihr Bett
mit einer roten Cocarde am Barett,
er sei ein Drachentöter, sagte er, gegen den Engel mit dem Schwert,
das Paradies sei wohl ein Heldenleben wert.
Als in den Zeitungen das Endergebnis stand
von dem Duell der Heroen um ein Land,
verlas man in Moskau die Verluste und hat gebaut ein Monument
für den, der an der Gaslaterne hängt –
über den Hunden von Pamplona ...

MARIA PAZ für Geld und gute Worte
sang uns das Lied von der gemischten Sorte,
und ihr habt nur gehört: Melancholie und Eleganz
und Kastagnetten zum Zigeunertanz.
Und ihr habt coloriert die alte Fotografie,
da war der Ziegenhirt, und seinen Wein vergisst man nie,
nur dieser Sonnenuntergang, der war doch viel, der war doch viel zu rot,
und unterm Fenster heulte immerzu der ... Hund –
ach ja, die Hunde von Pamplona ...

SCHAHMATT ...
... oder das Ende der Romanze des Sängers

Wo sie auch immer stand und ging,
ob eine Grauwolke über ihr hing –
  immer lag Sonne auf ihrem Kastanienhaar.
Wann immer ich sie angeschaut,
schimmerte broncen ihre Haut,
  sie war die Tochter vom Leihbibliothekar.
Wenn sie sich streckte, den Kriminalroman
für mich von den höchsten Regalen nahm,
  war sie leibhaftig so schön wie Lore Lay.
Ich starrte die Himmelsleiter hinauf,
da schlingert mein Boot, ich denk ich ersauf,
  da regt sich so mancherlei ...

    Doch meine Regung ging ihr nicht nah,
    sie liebte den persischen Schah.

Wenn ich am Morgen zu ihr kam
mit meinem Kriminalroman,
  edel geschwellt vom Siege des Gerechten,
zeigte sie mir das Foto gleich,
da saß er behaart, potent und reich
  in dem Parfum aus tausend und mehr Nächten.
Ich schäumte und schrie: «Der üble Despot!
Dem tät ein bisschen Bastillesturm not,
  dem Playboy von Polizei Gnaden!»
Sie lächelte süchtig und sah schon ganz fern,
beschwärmte den goldgefassten Herrn,
  ich konnte dem Wahnbild nicht schaden.

    Wenn es auch nur ein Märchen war,
    sie liebte den persischen Schah.

Als dann die Zeitung mit Schwarzpulver schoss:
«Allah ist winzig – sein Schah riesengroß»,
  standen wir beide am Straßenrand.
In den Karossen aus schwarzem Blech
saßen sie aristokratisch und frech,
  lächelten Trinkgeld für uns, den Vierten Stand.
Ich schwang die Gitarre, lachte und pfiff
und spürte am Hals den genormten Griff
  und den Stoß der Lakaienfaust.
Ich kenne den Stiefel auf meinem Fuß,
die Knüppel, die Schreie, und den Schuss,
  ich weiß, warum uns so graust,

      im Morgenland graust,
      im Abendland graust,
      und morgens und abends
      und mittags und nachts
      immerzu graust ...

Da war das Märchen allzu nah,
es lächelte lächelte lächelte
nicht nur der Schah.

Mancher verschloss dem Flüchtling die Tür,
dahinter hockt feist die Bürgergier
nach Herrscherwollust und dem Ritt auf einem Pfau.
Einer hält über der Menschenjagd Wacht,
der lobet und preist, was die Jagdmeute macht,
alles zu Ehren des Gottkaisers fruchtbarer Frau.
Mich trifft eine Stichflamme, heiße Wut,
so ist es, wie es ist – für wen ist es gut?
Die Wut läuft Amok. Der Rücken übt Kotau.
Wo sollten die Machtlosen anderwärts fliehn
aus Barcelona, Boston, Berlin?
Seht, an der Grenze hängt einer im Drahtverhau...

Wo sie auch immer stand und ging,
ob eine Grauwolke über ihr hing –
immer lag Sonne auf ihrem Kastanienhaar.
Wann immer ich sie angeschaut,
schimmerte broncen ihre Haut,
sie war die Tochter vom Leihbibliothekar.
Sie hat mir (im Traum) meine Wunden geküsst,
sie hat mich (im Traum) geliebt, gewiss
in tausend und mehr Nächten.
Ich wach morgens auf im bewachten Exil,
lese die Zeitung und red nicht mehr viel.

Später einmal, wenn Gott will, werd ich singen vom
Sieg der Gerechten ...

DIE NEUEN JAKOBINER

hay tantas cosas, tantas cosas
y así son y así no serán. **Neruda**

Aus welchen Löchern kommen die bloß dauernd her?
Die stören unseren alltäglichen Verkehr
und werden immer schlimmer, nämlich immer mehr.
Die hocken renitent und hordenweis
auf unsres Bürgermeisters Trambahngleis,
die beißen sich in Staatsaffairen fest,
die man doch lieber weiterschwären lässt,
die schrein: «Verflucht! Es lebe Vietnam!»
und ziehen lästerliche Bärte an
und schamlose Plaketten,
drauf steht wie sie's gern hätten...

Wir hocken noch im Hinterhof
vom Jakobinerhaus,
am Hoftor steht «karl marx is doof»,
das freut die dummen Leut,
sie spucken sehr zufrieden aus.
Und haben sie sich ausgespuckt,
lassen sie uns in Ruh,
derweil Karl Marx durchs Fenster guckt,
auf den Regal ist's ihm egal,
er grinst senil dazu.
Wir haben unsre Nase voll
von dem bourgeoisen Mist,
der unser Hirn benebeln soll,
Geduld ist daran schuld,
dass es so ist
wie es ist.

Aus welchen Löchern kommen die bloß dauernd her?
Die haben Bomben nicht und auch kein Schießgewehr,
und werden trotzdem immer schlimmer, nämlich immer mehr.
Die spielen anstatt Flöte – Megaphon,
das hat so einen hungrigen Ton,
auch kommt so manches rüde Lied heraus
aus dem verdammten Jakobinerhaus,
und wenn der Bürger kunstgenüsslich schweigt,
weil Kiesinger sein Notständchen geigt,
dann reden sie in Chören,
den Kunstgenuss zu stören...

In unserm Jakobinerhaus
wohnt die Opposition,
die flog aus hohen Häusern raus,
da treibt man nur Diätenkur,
schwarz-rote Korruption.

Im tiefen Keller haben wir
die Druckerei parat,
die schluckt das saubere Papier,
das rötet sich dann fürchterlich
bedrohlich für den Staat.
Wir kochen rotes Gegengift,
und jeder, der das frisst,
durchschaut des Springers Lügenschrift
und weiß: Geduld ist schuld,
dass es so ist
wie es ist.

Aus welchen Löchern kommen die bloß dauernd her?
Maria hilf! Schick uns die Bundesfeuerwehr!
Die werden immer schlimmer, nämlich immer mehr.
Die lieben sich wie andre Leut – und doch
auch ohne sakrosanktes Doppeljoch,
des Fleisches Auferstehung wollen die,
nicht bloß ein bisschen unzensiertes Knie,
die reißen sich das Feigenblatt vom Maul
und sagen: das System an sich ist faul –
besehn in linkem Lichte
bringts uns nur faule Früchte...

Die Kinder heute sind so schlau,
die wolln nicht mehr parieren,
drum kommen sie in unsern Bau,
der werden soll gerammelt voll,
dann platzen unsre Türen.
Und platzen unsre Türen auf,
dann gehen wir auf die Straßen
und blasen dort und gehen zu Hauf,
dann ist's so weit, die Minderheit
verwandelt sich in Massen.
Und stinkt auch noch das ganze Land
nach dem bourgeoisen Mist,
wir warten nicht auf Gottes Hand,
Geduld ist daran schuld,
dass es so ist
wie es ist.

DIE BALLADE VON GROSSVATER JAKOBS ROTER FAHNE MIT DER AUFSCHRIFT «SOLIDARITÄT»

Da war ich in der Kinderzeit
schon in der Minderheit
gegen die Scheren, die mich schoren,
und die Leut, die sich verschworen,
dass ich «was Bessres» werden sollte:
Ein Mann mit glatter Zunge, fein belesen und frisiert,
der dann mit Goethes Hilfe zum Professor arriviert –
in der verdammten Suppenhuhnkultur
ist das die feine Aufstiegstour.
Das war in meiner Kinderzeit
wie in der Gründerzeit,
dass man mich lehrte, zu vergessen,
wie der Großvater gefressen
mit seinem Proletenmaul.
Der alte Jakob war nun mal, so ist das leider,
ein Pfälzer und ein schäbiger Metallarbeiter,
und so verkam sein Erbe nach und nach
im Speicher oben unterm Dach ...

und da lag eine rote Fahne
mit der Aufschrift SOLIDARITÄT –
man sagte mir, sie wär so schlimm
als wie der Rote Hahn,
der auf dem Dache kräht.

Das war in grüner Frühlingszeit,
in der Erwachenszeit,
ich schielte Mädchen auf die Brüste,
dachte nachts, dass ich gern wüsste,
wie's mit dem Ziel der Liebe ist.
Da soll man tausend Meter rennen, frischfrommfröhlich sein,
die Fenster öffnen, Füße waschen und sich selbst kastein
und löst doch kein Problem in der Nacht,
wenn die Blume steht in voller Pracht.
Dann kam die reife Sommerszeit,
da wär ich gern zu zweit,
das wilde Liebesspiel zu pflegen
mit Kathrinen hingelegen,
wo das Auge der Zucht nicht wacht.
Ich nahm ein schlaues Buch und sieben Apfelsinen
und stieg hinauf mit meiner schönen Katharinen
zu Jakobs Erbe oben unterm Dach,
da fielen wir der Länge nach

auf die alte rote Fahne
mit der Aufschrift SOLIDARITÄT –
ich sage euch, wir warn so heiß
als wie der Rote Hahn,
der auf dem Dache kräht.

Das war in fetter Wohlstandszeit,
im braunen Notstandskleid,
ihr konntet die Signale hören,
denn wir schrieen laut in Chören:
«DER KAPITALISMUS – MUSS WEG!»
Wir rannten Arm in Arm durch unsre aufgescheuchte Stadt,
wo seither die KP auch Angst vor Anarachisten hat,
das Wasser war nass, der Knüppel so hart,
doch Kathrin küsste süß und zart.
Das war noch keine Erntezeit,
wir war'n noch nicht so weit,
wir standen dumm vor den Fabriken
und wir schlugen keine Brücken
zu den Männern unterm Tor.
Da erinnerte ich wieder
des alten Jakobs pathetische Lieder
und auch die nackte Sprache, die er sprach,
und ich holte oben unterm Dach

die alte rote Fahne
mit der Aufschrift SOLIDARITÄT,
da schrien die braven Bürger gleich:
«Das ist der rote Hahn,
der auf dem Dache kräht»:

Jetzt hört was aus der jüngsten Zeit,
da war es höchste Zeit,
man hat mich übel abgedrängt,
ich dachte schon, ich werd gehängt –
die warn auf meine Fahne scharf.
Das warn die Kleinen Bürger mit der Pfütze Kapital,
«Demokraten aus der Mitte» und schon ziemlich radikal –
ich hab mit denen lieber nicht gerauft,
sondern die Fahne glatt verkauft ...
und da brannte die rote Fahne
mit der Aufschrift SOLIDARITÄT...
Jetzt aber, Genossen, werden wir mal
nicht sentimental,
sondern lernen wir vor allen Dingen
die Dialektik dieser schlauen Tat,
die uns nämlich mit dreißig Silberlingen
sechs neue Fahnen eingebracht hat!
Die erste für das WILHELM–REICH–INSTITUT
die zweite für das WALTER–BENJAMIN–INSTITUT
die dritte für das SPARTAKUS–SEMINAR
die vierte für das AUSLANDSAMT in meiner eignen Stadt
und die fünfte auf das ORDINARIEN–REKTORAT

Aber die sechste, Genossen, verzeiht,
wird Katharinens rotes Kleid...
und sie trägt die rote Fahne
mit der Aufschrift SOLIDARITÄT
Die steht ihr gut, die rote Fahne
mit der Aufschrift
SOLIDARITÄT

IHRE GEWALT UND DIE UNSERE

Hört, wie er heult: «GEWALT! GEWALT!»,
der Herr im Parlamente,
und alsbald hageln knüppeldick
aufs ungebogene Genick
der Staatsmacht Argumente.
Den WIDERSTAND lässt man nach fünf-
undzwanzig Jahrn hochleben,
da sabbert mancher Lügenmund,
da kann sich mancher feige Hund
sein Heldenröcklein weben.
Der Kanzler preist Legalität
mit seiner Silberzungen,
der hat im Dritten Reich auch gut
sein Maul an die Faschistenbrut
und höchst legal verdungen...
    Demokratie, gefesselte Frau,
    die dich gefangen halten, jagen deine Kinder!

Hört, wie er lügt: «GEWALT! GEWALT!»,
der reiche Volksverhetzer,
und alsbald wuchs da ein Gesetz,
gedüngt mit Vaterlandsgeschwätz,
daran erhängt man Ketzer.
Was «Freiheit», «Gleicheit» – schaut euch um,
wer hat denn gleiche Rechte
wie Cäsar, der mit blankem Geld
fein unterdrückt, was ihm missfällt,
was Aufklärungen brächte?
Des Reichtums Fangzahn im Gebiss
von Riesenmonopolen
wird angebetet hierzuland,
und doch ist Macht in einer Hand
dem ganzen Volk gestohlen...
    Demokratie, gefesselte Frau,
    die dich gefangen halten, jagen deine Kinder!

Hört, wie sie schrein: «GEWALT! GEWALT!»,
die frommen Friedensfreunde,
und alsbald schützt das Militär
mit dem gesegneten Gewehr
die Feste der Gemeinde.
Gesittet sitzt man dann und speist
in den Karfreitagsnächten
das Fleisch und Blut von dem, der ging
als Opfer: Martin Luther King –
den speisen die Gerechten.
«Steh auf, Philister über dir!»,
das Jammern hilft nicht weiter,
auch David konnte nicht nur baun
auf Salbe und aufs Gottvertraun,
er hatte eine Schleuder...
    Demokratie, gefesselte Frau,
    die dich gefangen halten, jagen deine Kinder!

es ist keine zeit in den kammern zu beten
und gibt uns der himmel im jenseits auch recht
bei uns wird das recht mit gesetzen zertreten
solang ihr nicht die gewalt der herrschenden
brecht die macht der manipulateure!

AUCH NACH DEM ZWEITEN JUNI

Auch nach dem zweiten Juni
Freunde, Feinde und Genossen,
ist das Öl und ist das Blut
in Persien geflossen,
und eh der Hahn noch dreimal kräht
das Hinrichtungskommando steht,
da werden acht Studenten
in Teheran erschossen.

Die Kugel ist ein böses Ding,
wer will das noch verschweigen?
Und wenn sie erst im Schädel steckt,
da werden viele zeigen
mit weißen Fingern recht und schlecht
auf Christentum und Menschrecht,
und schöne Sprüche sprechen dann
die Faulen und die Feigen.

Doch ist mal erst der halbe Tag
mit dem Protest verrauscht,
da liest man wieder SPIEGEL-Schrift,
da steht: «s'war aufgebauscht!
Der Schah an sich ist nicht so schlimm,
den packt halt nur sein Perser-Grimm,
wenn einer seinem heiligen
Geschwätz nicht gläubig lauscht»

Die persischen Reformen sind
des Kaisers neue Kleider,
wer die nicht sieht und die nicht lobt,
den holt ein Kaiserreiter.
Der Fortschritt ist bei Gott kein Witz,
der Schah verkauft den Landbesitz,
den er zuvor gestohlen hat,
an seine Bauern weiter.

Die Bauern zahlen an die Bank
in langen Lebensraten,
die Bank bezahlt's auf einen Schlag
dem Schah, der soll nicht warten.
Die armen Leut, das ist bekannt,
verschwinden aus dem flachen Land,
sie bauen um die Städte
ihre Slums als Barrikaden.

Und wer so weit die SPIEGEL-Schrift
gelesen hat, soll wissen:
In Persien geht's dem armen Mann
ja gar nicht so beschissen.
Dort meutert nur der Herrensohn,
und trifft es den, wen juckt das schon?
Vom Kratzen wird gar leicht
ein feines Lügennetz zerrissen.

Ich lass mich von der SPIEGEL-Schrift
nicht mehr für dumm verkaufen.
Ich sah den Edelnazi mit
dem Schah in Freundschaft saufen.
Und heißt der weiße Terror schon
dort «Weiße Revolution»,
dann wird die ganz gewiss
noch rot anlaufen.

Und sitzt in diesem Saale jetzt
ein guter Zeitungsmann,
der wahre Sätze in die Druck-
maschine setzen kann,
dann schreibe er, dass alle Welt,
erfährt mit wem sie Freundschaft hält:
«Es warten acht Studenten auf den
Mord in Teheran»

Nicht alle Tage hat man einen
Schahinschah im Land,
doch ohne Zweifel ist euch hier
in Hamburg was bekannt –
so eine Botschaft tät es schon,
auch eine Handelsmission...
und solcherlei Entwicklungshilfe
wär gut angewandt.

Ich bitte euch, das Yankee-Haus
komme nicht zu kurz!
Es tarnt jetzt seinen Namen
hinter einem Lenden-Schurz.
Dahinter steht noch prall und ganz
der Rockefeller-Esso-Schwanz,
des Imperialismus Lebenswurz.

Und was da Propaganda treibt
mit hunderttausend Watt,
mit Eppler-Reden, Glamour-Filmen,
Lügen schlank und glatt,
das schlage man (Gott wird verzeihn)
mit schweren Eisenhämmern ein,
als wie das Franz Villon vor Jahren
schon empfohlen hat.

LIED VOM GOLDENEN BUCH

Ins Goldne Buch in Freiburgs Rektorat,
da schreibt sich ein, was Rang und Namen hat,
was da als Bonze, Boss und Staatsautorität
zur rechten Zeit am rechten Fleck im Buche steht,
das zeigt den Wind, nach dem die Universität
den muffigen Talar beflissen dreht...
Ministerpräsidenten,
Regierungspräsidenten,
Industrie- und Handelkammer-
Präsidenten,
Alt-PG und CDU,
Menschen grad wie ich und du,
Kreisleiter,
Gauleiter,
Reichsminister
Undsoweiter –
was schließlich wird,
wer brav studiert
und dann das niedre Volk
zur Arbeit führt.

Wenn aber da
im Goldenen Buch
dieser Staatsekretär
der Blutrichter und Mörder
ROLAND FREISLER
wär? Was dann?
Kann
nicht sein. Ist aber
doch. Auf Seite
Siebenundsechzig. Und das
nicht zufällig,
Nein!

Es haben sich die deutschen Universitäten
nie mit dem potenten Staat verkracht,
im Gegenteil, sie haben ungebeten
für den starken Mann die Türen aufgemacht.
Ob sie sich verkauften an die Imperialisten
für das Blut- und Eiterbett von Langemarck,
oder ob sie tanzten zu der Peitsche der Faschisten,
oder ob sie sich einlegen in den NATO-Sarg.
Warn sie mit dem Arsche auch zum Großen Krieg bereit,
blieb der Kopf doch unberührt, und das heißt:

Unberührt blieb die Wissenschaft, die WERTFREIHEIT,
und das heißt
der Geist,
der GEIST! Der **GEIST!**
geistgeistgeistgeistgeistgeistgeistgeistgeist
geiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiist!

Ins Goldene Buch in Freiburgs Rektorat,
da schreibt sich ein, was Rang und Namen hat,
was an Gesabber- und Geschwätz-Autorität
zur rechten Zeit am rechten Fleck im Buche steht,
zeigt den Gestank, der in der Universität
den muffigen Talar so riesig bläht.
Katheder-Täter,
Dichter & Denker,
Richter & Henker...
Ach, der Mist
den sie geschrieben,
ist nicht folgenlos
geblieben –
Nein!
Denn die deutschen Universitäten
haben all die Jahre über produziert,
und was sie so in die Köpfe säten,
hat sie, als die Ernte kam, doch geniert:

Biologen als Rassisten, Chemiker als Spezialisten
für das Gelbe Kreuz und für den Judenmord,
Lehrer, Richter, Bürokraten, welche ihr Pflichten taten –
«Pflicht» ist zweifellos dafür ein schönes Wort.
Dass die Universität den Mördern diente, tut ihr leid,
aber rein geblieben ist sie doch, das heißt:
Unberührt blieb die Wissenschaft, die WERTFREIHEIT
Und das heißt,
der Geist,
der GEIST! Der **GEIST!**
geistgeistgeistgeistgeistgeistgeistgeistgeist
geiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiist!

Im Goldnen Buch in Freiburgs Rektorat
gibt's einen Platz, wo's keine Namen hat:
Fünf Seiten nach der Nazizeit –
die sind leer...
Fünf Seiten der Bewältigung –
die sind leer...
Fünf Seiten,
betreten
verlegen,
peinlich
berührt.
Neue Lage?
Neue Lage.
Anpassen?
Weitermachen?
Weitermachen.
FÜNF SEITEN
LEER

So leer wie die Köpfe dieser Fachidioten,
die die Universität verkaufen an den Staat,
damit der Herr Professor seine Ruhe hat.

So leer wie die Köpfe dieser Fachidioten,
die da jagen lassen, was den roten Aussatz hat
mit NS-Gesetzen,
damit Platz wird an der Universität
für die neue Jugend des Staates:
  autorisiert
    uniformiert
      diszipliniert
und gesund für die kommenden Kriege...

Wie sie sich wundern werden, diese Fachidioten, dann,
wenn die Kraft ihres Geistes nichts ausrichten kann
beim kapitalen Staat, den sie gemästet han.

Was sie wohl träumen werden, diese Fachidioten,
wenn sie «Widerstand leisten» am Frühstückstisch
tief innerlich mit einem Zitat von Horaz.

Ach die deutschen Universitäten
haben sich die Sache immer leicht gemacht,
die Nachkriegszeit verbrachten sie mit Beten,
dann haben sie die miese Bude wieder aufgemacht.
Um der bessren Optik willen haben sie den Widerstand
(der gratis war nach ’45) nachgeholt,
aber weil er falsche Folgen hätte haben können
haben sie ihn auf Antikommunismus umgepolt.
Denn leider führt Antifaschismus zu Antikapitalismus,
und das führt zu Sozialismus,
und das führt zu Sozialismus,
und der scheißt
    auf d i e s e n Geist,
        auf d i e s e n gottverdammten-hirnverbrannten
            jämmerlichen mörderischen
                Geist

IM WARTESAALE WARTEND

Im Wartesaale wartend auf den Zug der neuen Zeit,
der sicher nicht in Baden-Baden hält,
beweisen wir die These von der Konsumierbarkeit
der roten Songs, und nehmen dafür wir Geld.
Und ob wir scharf im Bild sind, ob die Kamera Zickzack fährt,
wir werden über einen Kamm geschoren,
und abgesehn vom Singen, wenn das seinen Mann ernährt –
was haben wir denn hier verloren...?

Im Fernsehstudio, im Verlag, im Bordell
wird nur verkauft, was auch verkäuflich ist,
und beim Verkaufen ändert sich ein Lied so schnell,
als wie man's aus dem Maule fahren lässt.
Und ob wir scharf im Bild sind, ob die Kamera Zickzack fährt,
wir werden über einen Kamm geschoren,
und abgesehn vom Singen, wenn das seinen Mann ernährt –
was haben wir denn hier verloren...?

Zum Beispiel sing ich euch jetzt ein Septemberlied vor,
da fehlt der Essener Eisenhammer-Chor,
da fehlen Ort und Zeit, da fehlt die Situation,
und vorn und hinten fehlen:
Information, Diskussion, Agitation...:

«So ein Streik, so wild und schön wie heute,
der muss am Abend doch zu Ende gehen.
Und streiken heut auch 30.000 Leute
und bleiben alle Räder stille stehn:
Ihr kriegt den Pfennig in den Hals geschmissen,
wie man die Münze schmeißt in' Automat,
dann werdet ihr mit Preisen wieder beschissen,
damit wer seine Dividende hat.

Sie wer'n von eurer Arbeit profitieren,
die Bosse, schaut nur ihre Häuser an,
solang bis wir uns selbst organisieren
zu einem Streik, den kein Parlamentieren
und kein Angst zu früh beenden kann»

Im Wartesaale wartend auf den Zug der neuen Zeit,
der sicher nicht in Baden-Baden hält,
bewies ich hier die These von der Konsumierbarkeit
der roten Songs, und dafür nehm ich Geld.

SIEBEN FRAGEN EINES SCHÜLERS
und 7 freiheitlich-demokratisch-grundordentliche Antworten

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
wie war das im Alten Rom?
Cäsars Schlachten und Schlächtereien,
die stehn mir schon bis hier ob'n!
Was lehrt uns die Geschichte von Spartacus?
Wie macht man mit der Knechtschaft Schluss?
    Still, mein Junge, sei still!
    Wenn ich sowas sagen will,
    dann will ich doch schon viel
    zu viel.

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
wie war das in den Bauernkriegen?
Warum war der Luther drauf scharf,
dass die Bauernschinder siegen?
Was hat der Thomas Müntzer gedacht?
Wie habn die den bewaffneten Aufstand gemacht?
    O wei, mein Junge, o wei!
    Ich hab eine Zunge aus Blei
    und fühl mich doch dabei
    ganz frei...

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
was war Achtzehnachtundvierzig los?
Die schwarz-rot-goldene Trauermesse
in der Paulskirche langweilt mich bloß.
Warn da nicht auch rote Fahnen gewest
und ein Kommunistisches Manifest?
    Nee, mein Junge, nee,
    ich bin von Kopf bis Zeh
    eingestellt als Beee-
    amter in spe.

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
Achtzehneinundsiebzig in Paris:
War die deutsche Fahne nicht in Blut getaucht
im Versailler Spiegel-Paradies?
Wir lernen nur die Sprüche von der Kaiser-Tribüne,
was aber lehrt uns die Pariser Commune?
    O Schreck, mein Junge, o Schreck!
    Steck den BÜRGERKRIEG IN FRANKREICH bloß weg!
    Ich flieg, wenn man den hier entdeckt,
    in Dreck!

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
was kam nach der deutschen Monarchie?
War da nicht eine Revolution,
und wo verblieb denn die?
Du denkst so frei wie Marquis Posa
und sagst kein Wort über Karl und Rosa...

Verdammt, mein Junge, verdammt,
mir sind leider von Amts
wegen die Genannt-
en nicht bekannt.

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
der Hitler, das war doch kein Vampir,
der kam doch nicht aus dem Gulli gekrochen,
der kam doch nicht mir nichts dir ... (nichts)
Wer hat den gebraucht, wer hat den bezahlt?
Die Bourgeoisie oder s'Proletariat?

Mann, Junge, Mann!
Wenn ich dir das sagen, dann
sag du mir auch, wie lang
ich hier noch Lehrer bleiben kann ...

Sag mal, sag mal, sag mal, Herr Lehrer,
das interessiert uns jetzt:
Wie führt man heute den Klassenkampf
trotz Klassenjustiz und –gesetz?
Wie kämpft man gegen das Berufsverbot,
das dich kastriert, weil es dich bedroht?
Na und, mein Junge, na und?
Ich verbrenn mir halt nicht den Mund,
ich schwör dreimal aufs Grund –
gesetz und komm gesund
aufn Hund.

Hör mal, hör mal, hör mal, Herr Lehrer,
wir stecken dir jetzt ein Licht:
Einen Lehrer, der nicht aus der Geschichte lernt,
den brauchen wir nicht!
Wir brauchen einen Lehrer, der «dem Volke nützt»
und trotzdem nicht auf der Straße sitzt,
und wie man das organisiert,
dass sich jeder solidarisiert,
das wird jetzt diskutiert!

LIED VOM BETRIEBSFRIEDEN

Wir kennen sie alle, die Sprüche:
«Bei uns kann doch jeder ...» – na, wer denn?
... die Frau kann in ihrer Küche,
der Mann im Betrieb: alt werden.
Da gibt es nicht einen, der müsste
diese Freiheit entbehren – na, siehste.

Da hast du zwei ganz freie Hände,
die verkaufst du an einen Boss,
dann fliegst du aufs Betriebsgelände
mit einem frfr-freiwilligen Stoß.
Produzierst du auch mächtige Brummer,
dort bleibst du eine ganz kleine Nummer.

Dann kriegst du den Lohn und sagst «Scheiße!
Bei uns kann doch jeder ...» – na, wie denn?
... was einkaufen, aber die Preise
Sind grad so verrückt wie die Mieten.
Dann denkst du, du hast die Gewerkschaft,
damit die dir deinen Lohn herschafft.

Doch eines Tages in der Frühe
erfährst du dann aus der Zeitung
von den Früchten der riesigen Mühe
deiner Gewerkschaftsleitung.
War das Feigheit oder Dummheit oder haben die gepennt?
Da kriegste bloß müde achteinhalb Prozent.

Dann redest du mit den Kollegen
«Bei uns kann doch jeder ...» – na, wo denn?
... wenigstens laut überlegen,
wie haut man den Herrn auf die Pfoten.
«Das Maul kann mir keiner verbieten!»
Da haste dich aber geschnitten!

Ein Boss namens Reimann schreit: «Hetze!
Die stört meinen Betriebsfrieden!»
Er hat an der Hand Gesetze,
die dem Arbeiter ’s Maul verbieten.
Wer hat die Paragraphen gebraten?
Na, mal raten ... Sozialdemokraten.

Jetzt haun sie den Riethmüller Edmund,
weil der hat zwei ganz freie Hände,
der reißt den Maulkorb weg, und
der sagt, was sehr viele denken.
Dafür kriegt er die Lohnsteuerkarte,
denn «bei uns kann doch jeder ...» – na, warte!

Ihr Kapitalisten, na wie denn,
Ihr wollt den Eddi rausschmeißen?
Da wern auf den Betriebsfrieden
die Arbeiter kräftig scheißen,
weil euch nämlich unsre Solidarität
erst recht an den Kragen geht.

DER KKW NEIN RAG

Beim Frühstück sitzen 3 Kapitalisten
und 1 Ministerpräsident,
1 Atomspezialist und 1 hoher Polizist
und 1 Typ vom DGB, der pennt.
Ein Herr der Industrie nimmt zuerst das Wort:
«Der Profit hier wird uns zu klein,
wir brauchen ein zweites Ruhrgebiet,
und das bauen wir am Oberrhein.»

«Dazu plan ich euch», sagt der Spezialist
«ein Atomkraftwerk, na klar!
Dass das schädlich ist und wahrscheinlich Mist,
vergess ich überm Honorar.»
Der Chef der Polizei erklärt: «Ich kann nicht
das Volk beschützen vor dem Dreck,
doch den Dreck kann ich schützen vor dem Volk, wenns rebelliert,
gebt mir Waffen und ich schaff es weg!»

«Damit auch alles seine Ordnung hat»,
sagt der Ministerpräsident,
«geb ich euch im Namen des Volkes den Segen,
dafür halt ich mir ein Parlament».
Dann singen alle sechs im Chor: «Wir schaffen
Arbeitsplätze, wie schön!» –
Davon wacht der DGB wieder auf und sagt:
«Dann kann ich ja beruhigt gehen!»

«Leider stinkts zum Himmel», sagt der Spezialist,
«an unserm Plan ist einiges faul –
wir brauchen einen Kerl, der ihn parfümiert,
mit einem schönen großen Lügenmaul.»
«Keine Bange!» sagt der Ministerpräsident,
«Wofür ist die Freie Presse da?
Wenn der Rhein zum Abort wird, schreibt sie
FORTSCHRITT! FORTSCHRITT! JA! HURRA!»

Dieser Fortschritt schreitet über Leichen fort,
Profitgier bewegt sein Hirn,
sein Maul frisst deine Arbeitskraft,
seine Scheiße sollst du konsumiern.

«Es braucht jeder Mensch», sagt das Badenwerk,
«den Strom fürn Swimming Pool!
Fürn elektrischen Tisch, fürs elektrische Bett
und fürn elektrischen Stuhl! »

So soll das Volk benebelt wern,
noch bevor der erste Kühlturm steht,
das Volk, so hoffen die hohen Herrn,
spürt den Schaden erst zu spät.
Doch der Bauer schaut den Acker an,
der Fischer guckt in Rhein,
der Winzer prüft den neuen Wein,
und sie sagen alle: «**KKW – NEIN!** »

Sie reden nicht nur, sie organisiern
gemeinsam ihren Widerstand,
auf dem Land hat man für Halunken
dies und das schnell bei der Hand.
Und der Arbeiter, dem Herr Eberle
die Fabrik im Dorf verspricht,
spuckt aus und sagt: «Von der Ausbeutung
befreist grad du mich nicht!»

Beim Frühstück sitzen 3 Kapitalisten
und 1 Ministerpräsident,
1 Atomspezialist und 1 hoher Polizist
und 1 Typ vom DGB, der pennt.
Die paar Herren hätten gern das Volk am Zügel,
stumm und als Stimmvieh,
sie verwandeln Energie in Profit, aber wir
VERWANDELN UNSERN HASS IN ENERGIE!

LIED VON DER GEDANKENFREIHEIT

Ach, das waren finstre Zeiten,
finstre Zeiten waren das,
als man die Gedanken jagte
und dabei die Köpfe traf.
Wenn der Volksmund Lieder plärrte
gegen Papst und Königshaus,
riss man ihm auch gleich die Zunge
mit den Lästerliedern aus.
Selbst die allergrößten Geister
litten unter der Zensur,
und der dünne Straßensänger
saß im Knast zur Schweigekur.
  Diese Zeiten sind vorbei:
  Die Gedanken sind frei!

Heute, heute sind das helle,
helle Zeiten sind das heut.
Ja, ich sag euch, dass mich heute
Die Gedankenfreiheit freut.
Neulich schrieb ich meine wahre
Meinung von der Bundeswehr,
und ich trug sie hin ins Funkhaus,
hin zu einem Redakteur.
Ach, der hat mich nicht erschlagen,
nicht gefoltert, nicht gepfählt –
bloß die Sendung nicht gesendet,
und jetzt mangelt mir das Geld.
  Also bleibt es dabei:
  Die Gedanken sind frei!

Meine Freundin, die ist Lehrerin,
hat einen blonden Schopf,
außen blond und innen helle,
und sehr hart ist auch der Kopf.
Sie erklärte ihren Schülern:
«Auch der Papst ist bloß ein Mann,
ohne Kinder, ohne Pille,
und den geht mein Bauch nichts an!»
Der Direktor ist katholisch,
kugelrund und gar nicht grob,
und er schrieb ihren Brief
und heute hat sie keinen Job.
  Also bleibet es dabei:
  Die Gedanken sind frei.

Mein Freund Fritz schafft bei Mercedes,
und er ist organisiert,
ich weiß nicht, auf welcher Linie,
weil mich so ein Strich verwirrt.
Jedenfalls bei der Betriebsversammlung
meckerte er laut,
weil Mercedes die Arbeiter
um den Arbeitslohn beklaut.

Sein Chef hat ihm nicht das Maul gestopft
und auch keinen Strick gedreht,
nur dass Fritz jetzt auch im Arbeitsamt
alltäglich Schlange steht.
Also bleibet es dabei:
Die Gedanken sind frei!

Also sieht man, dass die finstern,
finstern Zeiten nicht mehr gibt.
Grad die höhere Kritik ist doch
in unserm Staat beliebt.
Doch man muss sie mächtig heben
aus dem grauen Alltagsdunst,
dann sagt auch mal ein Minister:
«Schön & kritisch ist die Kunst!»
Und der große Künstler achte,
dass er nur nach Beifall schielt,
schielt er nämlich nach Veränderung,
hat er bald ausgespielt.
Also bleibet es dabei:
Nur die Gedanken sind frei!

Fragt sich bloß, was in den Köpfen
da noch frei ist, fragt sich bloß.
Wenn du mal die Wahrheit ausspuckst,
bist du schon die Arbeit los.
Keine Arbeit, keine Kohle,
Licht aus, Kohldampf, Bude kalt ...
Also lieber halbe Wahrheit –
andre Hälfte wird bezahlt.
Ach, gespalten ist die Zunge,
ach, verfinstert ist der Sinn,
halbe Lügen kriegen Junge,
halbe Wahrheit schmilzt dahin.
Und ich bleibe dabei:
Die Gedanken sind nicht frei!

BALLADE VOM HEXENHAMMER ...
... und vom Schieß-Erlass

Ich sing euch aus grauen Vorzeiten,
da gabs keinen Schieß-Erlass,
und trotzdem hatten die Pfaffen
und die Spitzel beim Schnüffeln viel Spaß.
Vor vier- oder fünfhundert Jahren
an einem beliebigen Ort
geht durch den Ort ein Geflüster:
«Wer noch Socken hat, mache sich fort!»

Der Herr Heinrich Institoris
und der Jakob Sprenger sind da,
die kommen vom Heiligen Vater,
Grüß Gott, Halleluja!
Die Herren sind Inquisitoren,
erforschen die Menschen mit Fleiß,
die foltern die Hexen und sorgen dafür,
dass sie brennen – Kyrieleis!

Weil es hat überhand genommen
der Aufruhr im Römischen Reich,
der Pöbel wird frech und rührt sich, als wär
die Kirche schon heut eine Leich.
«Doch der Leib meiner Heiligen Kirche
ist ein heiliges Sakrament,
und wer ihr nur ein Härchen krümmt,
ist eine Hex, und die Hex, die brennt!»

Ein Kräuterweib, die kann heilen,
weil sie Kräuter probiert und viel weiß,
hat gesagt, dass die Pillen der Mönche
sein teuer bezahlter Scheiß.
Da sagten die Inquisitoren:
«SALVE CHRISTE VOBISCULI REX!
Das hat ihr der Satan geflüstert!
Eine Hex, eine Hex, eine Hex!»

Eine Magd dient oben im Gutshof,
aber tut nicht so, wie man befiehlt,
ist dem Junker im Bett nicht zu willen –
der hat Liebeswahnsinn gefühlt.
Da sagten die Inquisitoren:
«SALVE CHRISTE VOBISCULI REX!
Das Weib hat den Junker verzaubert!
Eine Hex, eine Hex, eine Hex!»

Die Hebamme ist in den Dörfern
Weit und breit sehr beliebt,
weil sie weiß doch, wie man die Kinder – nicht
oder ohne Schmerzen kriegt.
Da sagten die Inquisitoren:
«SALVE CHRISTE VOBISCULI REX!
Das Weib so gebären in Schmerzen!
Eine Hex, eine Hex, eine Hex!»

Die sehr alte Mutter vom Müller
kann lesen, man weiß nicht, warum,
hat gesagt, dass der Ablass nichts nütze,
wer ihn kaufe, sei selber schön dumm.
Da sagten die Inquisitoren:
«SALVE CHRISTE VOBISCULI REX!
Sie leugnet die Heilige Grundordnung!
Eine Hex, eine Hex, eine Hex!»

Und als dann der Bischof die Mühle
sich unter den Nagel riss,
schrie die Tochter der Müllerin wie am Spieß
bei der Messe: «Verdammter Beschiss!»
Da sagten die Inquisitoren:
«SALVE CHRISTE VOBISCULI REX!
Das Weib ist vom Satan besessen!
Eine Hex, eine Hex, eine Hex!»

Es gab Bauern, die wollten nicht länger
vom Fronvogt geschunden sein,
die machten bei Nacht im Wald einen Ring
und schworen im Fackelschein.
Da sagten die Inquisitoren:
«MALEFIZIUM CUICUNQUE SAUEREI!
Schon wieder die Unzucht beim Hexensabbat!
Teufelei! Ketzerei! Hexerei!»

So haben sie drei Jahrhundert
die Hexen im Feuer verbrannt,
das haben die Saubermänner getan
im Christlichen Abendland.
So schafften sie Ehrfurcht und Schrecken
mit Szepter und Krummstab und Spieß,
sie schleppten die Weiber aufs Folterbrett
oder ins Eheverlies.

Die Mörder vom höheren Adel,
die Lügner im Priesteramt
haben den Teufel erfunden
fürs Christliche Abendland.
Sie haben das Volk geschunden,
ins Elend gebracht und beraubt
und dann gesagt: «Die Hexen sind schuld –
weh dem, der nicht daran glaubt!»

Und der euch dies Lied gesungen,
der hatte heut Nacht die Vision:
er sah die Teufel und Hexen
schon wieder die Ordnung bedrohn.
Keine Bange, Herr Schieß und Herr Filbinger
Mit dem Hexenhammer sind da,
sie kommen von der Inquisition,
Grüß Gott! Halleluja!

IN MUEDERS STÜBELE

In Mueders Stübele, do goht der hm hm hm
In Mueders Stübele, do goht der Wind.

Der Wind sait d'Wohret, nit äso wie d'Zittig sait
Der Wind sait d'Wohret, ich loos em Wind.

Der Wind sait, d'Büre, de hän jetz hm hm hm
Der Wind sait, d'Büre, de hän jetz Kriag.

Der Kriag, der dundret nit, kunnt nit vum Üsland här
Der Kriag, der kunnt üs dinem aigne Land.

Sin nit d'Franzose, s'isch's große hm hm hm
Sin nit d'Franzose, s'isch's große Geld.

Die riiche Herre hän d'Büre üsbrücht
Die brüche Arwetslitt fir in d'Fabrik.

Wel der Atomstrom, der git viel hm hm hm
Wel der Atomstrom git viel Profit.

Zerscht kunnt's Atomkraftwerk, un dann kunnt d'Großchemie
Un bis dü «Au!» g'sait häsch, isch's Ländle hi.

So gosch zur Arwet fir klaine hm hm hm
So gosch zur Arwet fir klaine Lohn.

Din Lohn isch immer klai, isch der Profit au groß
Un kunnt die Krise, bisch arwetslos.

Do bisch di Arwet los un bisch de Acker los,
Un dini Herre bliebe riich un groß.

So goht im Elsaß un in Bade hm hm hm
So goht im Elsaß un in Bade Kriag.

In Mueders Stübele goht erscht en andre Wind,
Wenn mange Litt emol erscht uffgwacht sind!

S’BRUCKELIED

Kunnsch riiwer uff Marckolse, kunnsch iiwer d’Bruck,
mir süffe im Frendschaftshüss noch ä Schluck,
d’Büre, d’Fräuje, d’Schudente sin drbi,
mir schwätze un bsetze un genn nit in d’Knie!
Im letschte Johr bin i noch als Dürischt im Elsiss gsi
Bim Iseheimer Choucrout un bim Minschter-Wii,
ä Främde bin i gsi mit minere Schproch un minem Gäld,
wo Kilometer frisst un wo halt alti Kirchli zällt...
Hit isch’s verwandlet,
mir hän abandlet,
mir kämpfe mitenandr ums Läwe,
bim kämpfe hanmr glehrt,
dass s’Volk zämmeghert,
suscht verrecke do nit nur d’Räwe!

Kunnsch riiwer in’ Wyhlerwald, kunnsch iiwer d’Bruck,
mir süffe im Frendschafthüss noch ä Schluck,
d’Büre, d’Fräuje, d’Schudente sin drbi,
mir schwätze un bsetze un genn nit in d’Knie!
Im letschte Jphr hesch dü noch dänkt, d’Schwowe wäre lätz,
die käme mit Kanone uff Schtroßburj un uff Metz,
«D’Schwowe bliibe Schwowe» – «Sieg Heil!» un «Guet Nacht» ...
«d’Schwowe sin üs Uniform un Iiseschtiefel gmacht»
Hit isch’s verwandlet ...

Kumm riiwer, gang niiwer, des isch bloß ä Bruck,
d’gränzer bikumme üs’m Rhin ä Schluck,
un sin die vu dere Giftbreje grien im Gsicht,
verzelle mir däne ä ganz alti Gschicht:
Es het ämol ä Zitt gä, wo mir blin gsi sin,
es het ämol ä Zitt gä, wo mir däub gsi sin,
es het ämol ä Zitt gä, wo mir schtumm gsi sin,
es het ämol ä Zitt gä, wo mir Knecht gsi sin –
Hit isch’s verwandlet ...

BALLADE VON DER UNVERHOFFTEN LAST

Jetzt sing ich endlich wieder mal ein Liebeslied,
mir zittern die Gitarre und die Knie,
und ich beschreib den Sommer, wenn die Liebe blüht
mit einer abgeschabten Melodie:
«Lala lala lala lala la la la
lala lala lala lala la» …
Dann kommt der reife Herbst, und ich singe, wenns euch passt,
die Ballade von der unverhofften Last.

Am Montag wacht Herr Kaffke auf – mein Gott, wie ist ihm schlecht!
Er kotzt sich erst mal aus und bleibt zuhaus
und sagt zu seiner Frau: «Mein Schatz, ich weiß nicht recht,
drei Wochen schon bleibt meine Regel aus ...»
Die Frau ist mächtig sauer, sagt: «Du bist ja blöd!
Warum hast du nicht besser aufgepasst?
Jetzt bring das schnell in Ordnung, denn es ist zu spät,
wenn du erst einmal schwer zu tragen hast!»

Herr Kaffke nimmt die Pille nicht, kriegt Ausfluss, wird krank,
und auch Pariser nicht, weil ihn das hemmt,
und die Spirale liegt schon längst im Werkzeugschrank –
er hat sich seinen Schwanz mal abgeklemmt ...
Drum hat er sich von diesen Dingen freigemacht
und hemmungslos gevögelt (ab und zu),
und seine Frau, die Ilsebill, die hat gelacht:
«Die Folgen», sagte sie «die trägst dann du!»

Am Dienstag steht Herr Kaffke auf und macht sich auf den Weg
zu einer Männerärztin in der Stadt,
dann wartet er paar Tage ziemlich aufgeregt,
ob die Frau Doktor was gefunden hat.
Am Freitag Mittag klingelt dann das Telefon,
Frau Doktor sagt: «Jetzt sind Sie Mann!
Ich hoffe doch, Sie häkeln und Sie stricken schon,
in knapp acht Monat kommt der Nachwuchs an!»

Herr Kaffke sagt: «Frau Doktor, aber nein, so geht es nicht!
Wie sollte ich allein ein Kind ernährn?
Und meine Frau, die Ilsebill, die sagt mir ins Gesicht,
sie kann sich nicht mit Mann und Kind beschwern.»
Frau Doktor sagt: «Was soll das? Das ist wider die Natur.
Vor Ihnen habn das Männer schon geschafft!
Und kommen Sie mir bloß nicht auf die krumme Tour –
der Mann wird Mann erst durch die Schwangerschaft!»

Das Wochenende ist für Kaffke eine Qual,
am Montag muss er wieder ins Büro,
er schleppt die schwere Schreibmaschine ein ums andre Mal
und schluckt Maschinenöl und Sprit im Klo.
Am Montagabend fährt er mit der U-Bahn kreuz und quer
und schaut auf seinen Bauch und fühlt sich nackt
und schaut sich dauernd um und denkt, es folgt ihm wer
zu seinem ungesetzlichen Kontakt.

Er schleicht sich wie im Krimi in ein Hinterhaus
und trifft dort jemand, der Adressen hat,
der jagt ihm einen Schreck ein, dann nimmt er ihn aus –
in dieser Nacht ist Kaffke furchtbar matt.
Am Dienstag im Büro erzählt ein Sekretär,
es habe den Kollegen Lutz erwischt,
der in der letzten Nacht einfach verblutet wär
beim Engelmacher auf dem Küchentisch.

Am Dienstagabend geht Herr Kaffke einsam durch die Stadt,
er hat wohl Fieber, ihm wird heiß und kalt,
da haut ihm eine Frau so aufn Arsch und sagt:
«Komm mit mir, Kleiner, du wirst gut bezahlt!»
Herr Kaffke schreit verzweifel: «Hau doch ab, du alte Sau!»
und haut dann selber ab, und zwar nach Haus,
dort trifft er dann per Zufall endlich wieder seine Frau
und heult sich bei der Frau erst einmal aus.

Am Mittwoch fährt Herr Kaffke mit der Eisenbahn
nach Holland, an den letzten Zufluchtsort,
am Freitag kommt er wieder in der Heimat an
und wird auch gleich verhaftet wegen Mord.
«Das Leben», sagt der Richter «ist dem Staat egal.
Das ungeborne Leben aber nicht!»
Herr Kaffke sagt: «Herr Richter, Mann! Ich hatte keine Wahl!»
«Die Abtreibung ist Mord.» sagt das Gericht.

So könnte dieses Lied auch schon zu Ende sein,
und jeder sagt: «Naja, ein wahres Lied!»
Da fällt mir grad noch eine Wendung ein,
damit der Fall auch seine Kreise zieht:
Am nächsten Morgen steht der Richter auf, wie ist ihm schlecht!
Er kotzt sich erst mal aus und bleibt zuhaus
und sagt zu seiner Frau: «Mein Schatz, ich weiß nicht recht –
drei Wochen schon bleibt meine Regel aus ... »

BALLADE VON SEVESO

Der zehnte Juli in Seveso
  ist staubig und heiß und normal,
da hat so mancher die Nase voll
  und hat doch keine Wahl:
Entweder du gehst in die Fabrik,
  hast das Risiko und das Moos,
oder dir ist dein Leben lieb,
  dann bist du arbeitslos.
    Das ist die Welt von Seveso,
      zehn Stunden von hier entfernt.
    alle Welt kennt heut Seveso –
      was haben wir draus gelernt?

Da hängt eine weiße Wolke
  im Himmel von Seveso,
die kommt aus der LaRoche-Chemie
  und fällt auf Seveso,
ein Giftstaub fällt vom Himmel
  auf Mensch und Frucht und Tier,
da ist der Tod von Vietnam
  auf einmal unser Bier.
    Da stirbt die Welt von Seveso,
      zehn Stunden von hier entfernt,
    alle Welt schaut auf Seveso –
      was haben wir draus gelernt?

Da war doch gestern eine Stadt,
  die heißt heut «Niemandsland»,
das Leben wurde stillgelegt,
  der Boden wird verbrannt,
die Menschen stehn am Stacheldraht
  mit Trauer und Angst und Wut,
und wir fragen uns vor Fessenheim:
  wie lang geht's bei uns noch gut?
    Wie weit ist eigentlich Seveso?
      Zehn Stunden von hier entfernt.
    Wir schaun erschrocken auf Seveso –
      Was haben wir draus gelernt?

Wir sehn die Frauen von Seveso
  nicht in Hoffnung, sondern Not.
Wie werden ihre Kinder sein,
  bloß Krüppel oder tot?
Der Erzbischof von Mailand treibt
  mit ihnen seinen Spott:
«Die Krüppel macht euch nicht LaRoche,
  die Krüppel macht euch Gott»
    Das ist der Trost für Seveso,
      und Gott ist weit entfernt,
  der Bischof betet für Seveso –
      er hat ja sonst nichts gelernt.

In Zürich der Boss von Hoffmann-LaRoche
gewährt ein Interview,
er sagt: «Was soll denn das Geschrei
wegen einer toten Kuh?
Paar Hektar kaputt, paar Menschen krank,
paar Krüppel – vielleicht! – na und?
Ich stopf der Bagage in Seveso
mit ein paar Lire den Mund!»
Dann wird die Akte Seveso
von seinem Tisch entfernt,
der Boss zieht den Strich unter Seveso –
der hat sein Geschäft gelernt.

Da reden die Herrn der Industrie
vom Fortschritt und seinem Preis,
sie halten den Kurs auf Macht und Geld
und halten die Weste weiß,
und gibt's Katastrophen, und gibt's auch Krieg,
für sie ist das normal,
es geht nicht um uns aus Fleisch und Blut,
es geht ums Kapital,
es geht auch nicht um Seveso,
das ist doch ein kleiner Fisch,
und sowas fällt dann sowieso
bei denen untern Tisch.

Ihr kennt die Geschichte von Marckolsheim,
ihr kennt die Geschichte von Wyhl,
da kämpfen wir schon sechs Jahre lang,
und manchem wird's zuviel,
doch viele haben begriffen:
hier steht alles auf dem Spiel
«Entweder das Leben oder Profit»
das ist der Sinn von Wyhl,
das ist auch der Sinn von Seveso
zehn Stunden von hier entfernt.
Lässt uns das kalt in Seveso
oder haben wir was gelernt?

LIED VOM LEISTUNGSGERECHTEN TOD

Die Stadt kauft ein, die Luft ist lau.
Da singt ein Mann, der Mann ist blau.
Sternhagelvoll singt der'n Choral
vom süßen Trost im Jammertal.
Was für ein Jammer hat der wohl?
Und was für'n Trost im Alkohol?

Die Leute schaun zum Münster hoch.
Der Mann pfeift aus dem letzten Loch,
die Wermutflasche in der Hand
steht der zum Abschuss an der Wand.
  Der fiel doch so vom Himmel nicht,
  der war doch mal mit mir auf Schicht.

Der war so krumm wie ich und du
auf Arbeit ohne Lust und Ruh,
dann arbeitslos, das alte Lied:
die Krise bricht das schwächste Glied.
  Verschlossen war ihm Tür und Tor,
  im Winterschnee stand er davor.

Dann nach paar Mmonat Arbeitsamt
ist er nicht mehr ins Amt gerannt,
er war nicht clever, und auch alt
und roch nach Schnaps, ihm war so kalt.
  Der Frühling kam, die Erd schlug aus,
  da war er reif fürs Arbeitshaus.

Erst im Akkord ein armes Schwein,
dann auf'm Müll mit Stempelschein,
dann bloß noch die soziale Last,
hier mal ein Bruch und dort im Knast.
  Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,
  wenn einer so zu Boden fällt?

Der Bischof glänzt im Goldornat.
Die Kirche küsst den Vater Staat.
Der Aufschwung kommt! Es werde Licht!
sagt uns ein Fernseh-Grinsgesicht.
  So wollen wir all danken dir,
  unserm Erlöser für und für.

Die Stadt kauft ein, die Luft ist lau.
Da fällt ein Mensch, der Mensch ist blau.
Die Leute gehen schnell vorbei
und denken fromm an Polizei.
  Da leidet einer große Not,
  vor Augen steht der kalte Tod.

Es stirbt sich schnell in diesem Staat,
wo jeder seine Chance hat,
wenn oben einer arriviert,
dann bloß, weil unten wer krepiert.
  Ihr Wolken brecht und kotzt euch aus
  aufs Gottes- und aufs Herrenhaus!

PODER POPULAR

(für André Gunder Frank im Exil)

Was hörst du bei Nacht aus Santiago?
Was hörst du aus Concepción?
Ach aus Chile ...

«Ich höre nur Schüsse und Stille.
Ich höre kein einziges Lied,
nicht aus Chile,
nicht aus Chile.»

Das war ein Traum und doch wirklich wahr,
ein Weg in die Freiheit: PODER POPULAR.
Die Arbeiter vereint nehmen die Fabrik,
die Bauern das Land, das ihrer Arbeit Früchte trägt,
das Haus für die drin wohnen, und die Macht
verteilt, damit sie keinen mächtig macht.

Was siehst du in Valparaiso,
Iquique und Chañaral?
Ach in Chile …

«Ich seh die quadratische Ordnung:
Friedhof, Kaserne, Knast.
Das ist Chile,
heute Chile.»

Das ist fast vergessen und doch schrecklich wahr:
Zerschossen, ermordet: PODER POPULAR:
Die Toten verscharrt, die Lebenden gehetzt,
die Faust in der Tasche, die Folter unsichtbar im Dunkel,
laut und groß die Schlächter an der Macht,
die deutsches Geld so mächtig macht.

Was spürst du, mein Freund, hier in Deutschland,
am anderen Ende der Welt,
weit weg von Chile?

«Es herrscht eine Kälte in Deutschland.
Es herrscht ja die Bourgeoisie,
noch in Deutschland,
noch in Chile»

Das ist ein Traum und doch wirklich wahr,
ein Weg in die Freiheit: PODER POPULAR.
Der Mensch ein Mensch, kein Herr und kein Knecht,
die Arbeit keine Ware, und Frau und Mann lebendig
und befreit, das ist ein Traum, und der wird wahr
in Chile und Deutschland – PODER POPULAR.

BALLADE VOM ZUFÄLLIGEN TOD IN DUISBURG
für Christian Siegrist

Im Juli dreiundsiebzig kam
ein Mann umsonst zu Mannesmann,
der war entlassen so über Nacht,
der hat im Streik zu laut gedacht
und sich um seinen Job gebracht.

Im Juni vierundsiebzig dann
klagte er gegen Mannesmann
in Duisburg vor dem Arbeitsgericht.
Ach, das Gericht war taub und blind,
Recht gegen Reichtum gibt es nicht.

In dem Gerichtsaal war es heiß,
mancher Mann schrie laut, wie ich weiß,
und ein Gesang kam aus dem Geschrei.
Die INTERNATIONALE tönt
hässlich im Ohr der Polizei.

Die schlugen zu mit kaltem Blut,
ich weiß, die schlagen gern und gut
grade aufs Kommunistenpack,
schlagen mit Lust auf deinen Kopf,
schlagen auf Maul und Bauch und Sack.

Günther Routhier war auch dabei
in der Gewalt der Polizei,
er war ihr Opfer, ich sag es laut,
grad weil der Richter jeden jagt,
der sich das laut zu sagen traut.

Günther Routhier, ein Arbeiter,
Frührentner wie so mancher, der
sein Leben im Betrieb ruiniert –
«Der ist ein Bluter!» schrien die Leut,
das hat die Polizei gehört.

Den Günther Routhier schmissen sie
die Treppe runter wie ein Vieh,
schleppten ihn ins Präsidium,
schleiften ihn dort kopfunten hoch,
brachten ihn um, ja! brachten ihn um.

Zwei Wochen später war er tot
und in der Stadt gabs ein Verbot,
verboten wurde ein einziges Wort,
seht nur: die Mörder machten Jagd
bloß auf ein Wort und das heißt «Mord».

Wenn du das Wort geschrieben hast,
fliegst du gleich in den nächsten Knast,
Mensch, diese Mafia ist ja so frei!
Die Gangster heißen hierzuland:
Staatsanwalt oder Polizei.

Fünftausend kamen zum Leichenzug,
fünftausend waren schon genug,
dass auch der Staat zur Leiche kam,
und als das Blut in Duisburg floss,
floss auch ein Sekt bei Mannesmann.

Jetzt liegt ein Schweigen auf der Stadt,
jeder, der dort das Sagen hat,
redet kein Wort und bleibet dabei,
nein, die Gestapo gibt es nicht,
aber es gibt die Polzei.

Ein Professor aus Münster stand
mit einem Flugblatt in der Hand,
stand dort in Duisburg, aber nicht lang –
kurz ist der Weg vor ein Gericht
in dieser Stadt von Mannesmann.

Der Richter sagt: «Mir ist egal,
ob Totschlag oder Unglücksfall,
auf jeden Fall Beleidigung!
In dem Gesetzbuch steht ganz klar:
Die Polizei bringt keinen um»

Der Professor sagt dem Gericht:
«Aufklärung ist doch meine Pflicht!
Ein Mörder lebt – ein Opfer ist tot.»
Wenn der noch lang so die Wahrheit sucht,
findet er sein Berufsverbot.

Doch wer da kämpft, weiß, dass er lebt.
Wer nicht an der Karriere klebt,
wird für die Freiheit auch nicht zu schwer.
Kämpfen tut not, s'ist höchte Zeit,
zähl mal: die Toten werden mehr.

Der Benno Ohnesorg war hin
und seither viele in Berlin,
denk an die Schüsse auf Georg von Rauch!
Denk an den nackten Schotten, dem
schossen sie ungestraft in' Bauch.

Herr Staatsanwalt lass sein, ich bitt,
lass ungestraft mein armes Lied,
wenn es auch nicht die Staatsmeinung meint.
Immerhin hab ich recht und schlecht
das, was zu sagen wär, gereimt.

Sind wir schon so zusamm'gestaucht,
dass einer Sklavensprache braucht,
der von Verbrechen spricht der Polizei.
Mensch, wo die Sklavensprache herrscht,
herrscht doch schon längst die Sklaverei.

LIED AUßEN VOR DER MAUER

Die Gefangenen in Knästen
Ossendorf und Santa Fu
oder sonst im Freien Westen
geben immer noch nicht Ruh,
denn in den Gefängnisgängen
schleicht der Tod lautlos und nah,
und man sah schon manche hängen,
und kein Henker war nicht da.
    Und bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug
    und die Hoffnung, s'wär alles halb so schlimm,
    und wir tragen an unserem Leid genug,
    und so haben wir die auch mit
    lebendig begraben.

Eben standen wir am Bauzaun,
Tausende mit gutem Grund,
sahn die Reiterstaffeln draufhaun,
schmeckten Angst und Blut im Mund.
Während wir Flugblätter schreiben,
werden einzelne gefasst,
und wir quasseln in den Kneipen,
und die hocken schon im Knast.
    Und bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug ...

Schau, der Zahl in seiner Zelle,
der die frechen Verse kräht
und mit kluger Narrenschelle
seine Knast-Hofrunden dreht.
Elf Jahr mehr klaut dem ein Richter,
ganze elf Jahr Lebenszeit,
bloß weil der gebrannte Dichter
immer noch nicht Wahrheit scheut.
    Und bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug ...

Und was ist mit all den andern,
deren Name niemand kennt?
Die solang im Kreis rumwandern,
bis ihr Ofen nicht mehr brennt...
Sehr viel schlimmer als das Fressen
im Gefängnis ist die Wut,
dass die draußen dich vergessen,
wenn sich drinnen nichts mehr tut.
    Und bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug ...

«Fortschritt» heißt: es fließt kein Blut mehr,
und kein Kopf wird abgehackt,
Ärzte herrschen und Computer
übern Hochsicherheitstrakt.
Diese schrecklichen Lemuren
mit der Auschwitz-Fantasie
fanden lautlose Torturen,
«Weiße Folter» nenn ich die.
    Und bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug ...

Ich geb zu, mich hat ein Grausen
damals auch mundtot gemacht,
ich sah die Leiche in Mülhausen
und die Mogadischu-Nacht.
Aber darf denn das ein Grund sein,
dass die Wahrheit sich versteckt?
Wenn wir schweigen, wird der Grundstein
fürn Gefängnisstaat gelegt.
    Ach, bei uns herrschen Angst und auch Selbstbetrug ...

Mensch, das Unrecht hier im Rechtstaat
trifft nicht nur einen Verein!
Frag nicht bloß, ob einer Recht hat,
frag: wen machen sie da ein?
Diese Schlinge aus Gesetzen
passt doch auch auf meinen Hals,
und wenn die das Messer wetzen,
triffts uns später, bestenfalls.
    Nein uns schützen keine Angst und kein Selbstbetrug,
    denn in Wahrheit ist alles grad so schlimm,
    und wer s'Maul hält und taub ist und blind – ach, so klug,
    hat sich selber mit den andern
    lebendig begraben.

STOLTENBERGLIED

Stoltenberg, Stoltenberg,
Ce – De – U – Gelichter,
Technokrat und Gartenzwerg,
haut man ihn, dann bricht er
auseinander, und dann wär
er so klein wie Filbinger,
aber wenn man ihn nicht hat,
wird in Brokdorf Mist gebaut.
    dab dab diddldiddldumm,
    dabdab diddldaddl schrumm schrumm schrumm!

Stoltenberge sind ganz klar
gute Funktionierer,
funktionieren übers Jahr
fir den neuen Fihrer.
Beim Kanonen-Krupp erst Boss,
dann in Bonn auf hohem Ross,
heut Ministerpräsident,
und jetzt wird er unverschämmt.
    daaab dab diddldiddldumm ...

Stoltenberg Gernegroß
ist ein Landesvater,
haut die Kinder auf die Hos
«ordnungshalber» sagt er.
Doch wir habens gleich gewusst:
Väterchen kriegt dabei Lust!
Sieht er seine Polizei,
träumt er süß von Hitlerei.
    daaab dab diddldiddldumm ...

Stoltenberg, wie war das nur
im Lande Argentinien?
Herrschte da nicht Diktatur
auf der ganzen Linien?
Ach, du warst dort wie zuhaus
doch nur auf Geschäfte aus,
hast ein KKW gebracht,
das bald kleine Bomben macht.
    daaab dab diddldiddldumm ...

Stoltenberg, was sollen wir
dir zu Ostern schicken?
Ein Ei aus Biblis, dass in Kiel
die Geigerzähler ticken?
Oder sollen wir auffahrn
einen «großen kühlen Klaren»
mit was drin, das haut dich um,
wie wärs denn mit Plutonium?
    daaab dab diddldiddldumm ...

Stoltenberg, wir sind ängst-
lich um deinen Leumund,
wenn du im Museum hängst,
dann als Polizeihund,
und die Kinder sagen laut:
«Der hat unser Land versaut!
Hat gebissen und geblafft,
drum hat man ihn abgeschafft.»
    daaab dab diddldiddldumm ...

Stoltenberg, dich junges Blut
soll der Teufel holen,
seine Oma wird dich gut–
bürgerlich versohlen.
Einen Ausweg hast du noch
aus dem finstren Höllenloch:
Mach du Schleswig-Holstein froh,
spül dich selber weg ins Klo!
    daaab dab diddldiddldumm ...

DER NEUDEUTSCHE ZWIEFACHE

Ob wir uns am Fließband hetzen
oder Rock und Hose wetzen
vierzig Stunden im Büro,
ob wir blauen Anton tragen
oder aber weiße Kragen,
das tut jetzt mal nichts dazu.

Ob wir deutsch sind bis auf Knochen
und auf deutsche Rechte pochen,
so als wärn wir besser dran,
oder kommen aus dem Süden
unsre Knochen zu vermieten,
darauf kommt es jetzt nicht an.

Aber ob wir, wenn wir streiken,
unsre schöne Einheit zeigen,
jung und alt und Frau und Mann,
oder heimlich Stunden stechen
und den Streik in Stücke brechen:
darauf, darauf kommt es an.

Ob wir Feld und Wald und Wiesen
bloß am Wochenend genießen
und beschaun die bunte Kuh,
oder auf dem Acker schuften
und nach Mist und Jauche duften,
das tut jetzt mal nichts dazu.

Ob wir in den Giftfabriken
schon am Arbeitsplatz ersticken
oder erst im Wohngebiet
von den Strahlen und den Schwaden
den «privaten» Schaden haben,
das ist doch kein Unterschied.

Aber ob wir Öfen bauen,
die die halbe Welt versauen
mit dem Tod, den niemand sieht,
oder heut im Haufen rennen,
dass wir morgen schnaufen können:
das ist doch ein Unterschied.

Ob wir auf die Bibel bauen
oder August Bebel trauen
oder Lenin und Mao,
ob wir uns ganz vorne quälen
oder's «kleinre Übel» wählen,
das tut jetzt mal nichts dazu.

Ob wir uns in heißen Zeiten
wie die Gockelhähne streiten
um den allerbesten Plan,
ob wir nur Reformen meinen
oder von was bessrem träumen,
darauf kommt es jetzt nicht an.

Aber ob wir uns zersplittern
und verschütt gehen und verbittern
oder gehen dagegen an,
gegen diese Maulkorb-Mode,
gegen die Berufsverbote:
darauf, darauf kommt es an!

LIED FÜR MEINE RADIKALEN FREUNDE

Dieses Lied ist für Anne-Marie,
wir haben zusamm' demonstriert, als die
Polizei mit Gasgranaten schoss,
und wir waren doch waffenlos.
Im Knastwagen saß ich ziemlich allein,
aber sie schlich sich zu mir rein,
dann kamen andere Arm in Arm,
Mensch, wurde mir da plötzlich warm!
Zuviel Gefangene waren zuviel
fürs Räuber-und-Gendarmen-Spiel,
ein' Rädelsführer haun sie zu Brei –
für hundert war kein Kittchen frei...

Dir, Anne-Marie, dank ich den ersten Schritt,
nur wegen dir kamen andere mit,
was du getan hast, ist radikal,
ach, wärs doch normal

Dieses Lied ist für Gustav auch,
der hat ein Holzbein und ein' dicken Bauch,
liebt Kaiserstuhlwein noch mehr als ich,
drum geht er nicht korrekt auf'm Strich.
Der ist ein Rundfunk-Redakteur,
ich sage euch: der Job ist schwer,
jedenfalls, wenns um die Wahrheit geht,
weil die dort im Giftschrank steht.
Gustav ließ uns ans Mikrofon,
wir warn zu deutlich, das reichte schon,
also war seine Karriere kaputt,
was kriegte der Mann auf'n Hut!

Du, Gustav, hast mal was riskiert,
bloß dass der Rundfunk informiert,
was du getan hast, ist radikal,
ach, wärs doch normal!

Dieses Lied ist für die Miriam,
die sah damals Fotos aus Vietnam
und wusste in Hamburg, fern vom Schuss,
was man gegen Krieg machen muss.
Wir brachten ihr nachts einen Deserteur,
hinter dem war die NATO her,
sie fragte ihn nicht mal, wie er heißt,
hat ihn nach Schweden geschleust.
Ich hoff, sie wurde niemals gefasst,
für solche Taten gabs nämlich Knast,
die Kriegsverbrecher aus Washington
sind auch am Ruder in Bonn.

Dir Miriam blüht kein Friedenspreis,
den pflückt ein Gangster, der Bomben schmeißt,
was du getan hast, ist radikal,
ach, wärs doch normal!

Dieses Lied ist für Barbara,
die war in Wyhl von Anfang an da,
muss doch vier Kinder versorgen und hat
einen Job im Büro in der Stadt.
Als unser Auto samt Megaphon
gesucht wurde wegen Agitation,
sagte sie nur: «Ein klarer Fall!
Den Käfer versteck ich im Stall»
In ihrer Herberge war Platz
trotz aller Kommunisten-Hatz,
unser VauWe saß friedlich im Heu,
und Esel und Ochs warn dabei.

Du, Barbara, hast nicht Worte gemacht,
sondern geholfen und laut gelacht,
was du getan hast, ist radikal,
ach, wärs doch normal!

Dieses Lied ist für Alfred aus
einem gelben Gewerkschaftshaus,
wo mancher heute die Klappe hält,
damit ihn kein Schieß-Hund verbellt.
Ich hab ihm gesagt: «Das ist doch Stuss,
der Unvereinbarkeitsbeschluss!
Und die Atom-Mafia ist kriminell!»
Trotzdem lädt der mich ein – offiziell!
Der ist nicht käuflich, Gottseidank,
weder von Siemens noch der Deutschen Bank,
irgendwann fliegt der aus seinem Büro,
das ist Berufsrisiko ...

Du, Alfred, dir verzeihn sie doch nie
deine Lust an der Demokratie.
Was du getan hast, ist radikal,
ach, tu's doch nochmal!

Dieses Lied ist für Georges Brassens,
den Liedermacher aus der Provence,
der liebt die Leut und's Katzenvieh
und bisschen die Anarchie.
Der hat mich gelehrt, mich umzusehn,
statt aufzuschaun zu lichten Höhn,
wo über uns sitzen Gesäße aus Stein,
Ärsche mit Heiligenschein.
Aber so um uns rum, vis – à – vis,
Alfred und Gustav und Anne Marie,
Miriam oder Barbara,
die brauchen wir, und die sind da.

Ich hab euch dieses Lied erzählt,
weil sowas leicht auf den Abfall fällt,
was da so klein scheint und normal,
das ist radikal.

BALLADE VON JAIME

Jaime im Jahre sechsunddreißig:
Schneider, Bauer, Monarchist,
hat Haus und Weinberg und eine Flinte,
womit er im Herbst die Rebhühner schießt,
streng katholisch und zufrieden,
dass man nichts verändern muss,
liebt eine Frau mit Nähmaschine,
heiratet sie nach dem ersten Kuss.
Und als der General Franco fragte:
«Jaime, bist du dabei?»,
dachte Jaime nicht lang, nahm die Flinte und ging
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

Der Priester sagt : «Die Roten stehlen
Haus und Weinberg und Mandelbaum,
die nehmen dem Schneider die Werkstatt weg
und sozialisieren die Fraun,
die feiern Fiesta im Oktober
nach der russischen Tradition,
die Kirche muss in die Katakomben,
Freiheit ist aus und Religion!»
Und als der Priester am Sonntag sagte:
«Jaime, bist du dabei?»,
fragte Jaime nicht erst, ob das stimmt, und ging
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

Jaime zieht aus mit den Faschisten
ins Gebirg auf Menschenjagd.
Nicht Rebhühner schießt er, sondern Menschen,
ihn hat das Jagdfieber gepackt.
Er sieht den Tod von Guernica
und auch den Tod von Aragón
und kommt in den Gräben vor Madrid
um Haaresbreite davon.
Zuhause dann aus dem Irache-Kloster
hört er einen furchtbaren Schrei –
«Die Folter muss sein!» sagt sein Offizier
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

Ich kenne Jaime seit fünfzehn Jahren,
er ist inzwischen nicht nur alt,
er hat drei Töchter, und diese Fraun
lassen Gott und der König kalt.
Die Älteste, die Maria Nieve
ist schon Witwe mit einem Sohn,
ihr Mann war Arbeiter in Pamplona –
erschossen im Streik um besseren Lohn.
Und als da Jaime den Priester fragte:
«Don Pedro, was denkst du dabei?»
hob der Priester die Hände: «Ordnung muss sein!»
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

Die zweite Tochter Maria Jesus
hat einen Bauern zum Mann,
der steht jetzt am Band bei Opel in Bochum,
damit er leben kann.
Und Maria Paz, die Schneiderin,
ging mit ihrer Werkstatt bankrott,
die Leut kaufen lieber Kleider aus Plastik
im Sonderangebot.
Da fragte Jaime den Bürgermeister:
«Ich dachte, das Handwerk ist frei?»,
da lachte der feine Herr: «So geht der Fortschritt!»
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

Der Weinberg ist verkauft, dort steht
eine deutsche Waffenfabrik,
die macht den Besitzer reich, weil der Lohn
weit unter dem Durchschnitt liegt.
Und Fiesta feiern sie für Touristen
und für das Fernsehn nochmal,
aber sonst tanzt niemand mehr auf dem Platz,
sondern in der Music Hall.
Da fragte Jaime, der Schneider, sich selber:
«Mensch, was gewinn ich dabei,
wenn wir unsre eigenen Gräber schaufeln
POR DIOS Y LA PATRIA Y EL REY?»

Jaimes Schwager, ein Polizist,
kommt manchmal noch ins Haus.
Er hat einen Flugblatt-Verteiler erschossen
und sagt: «Mir macht das nichts aus!»

Und neulich hat die Guardia Civil
den Priester bei Nacht geweckt,
den foltern sie jetzt in Burgos im Knast,
er hat einen Basken versteckt.
Und als dann Jaime die Töchter fragte:
«Was hört man am ersten Mai?»
sagten die: «Man hört jetzt NIEDER MIT FRANCO
UND DIOS Y LA WALLSTREET Y EL REY!»

Ich sprach mit Jaime zum letzten Mal
unter seinem Mandelbaum,
er sagte: «Du musst vorsichtig sein,
du kannst hier nicht jedem traun!»
Und sagte: «Ja, es ist so weit,
und gestern kam da wer
herunter von San Sebastian,
dem gab ich mein Gewehr.
Ich frage dich: was hilft uns noch,
wenn nicht Dynamit und Blei?
Was hilft gegen Franco und den Betrug
mit DIOS Y LA PATRIA Y EL REY?»

(Abgesang)

Dann kam die Zeit, dass Franco an Trans-
fusions-Kanülen hing,
bis er dann endlich doch den Weg
Carrero Blancos ging.
Drei Tage später schlief Jaime ein
und wachte nicht mehr auf,
so hat er noch eine Freude gehabt
vor seinem letzten Schnauf.
Dann sangen die Töchter zur Mandoline,
zur Trommel und zur Schalmei
unter lautem Gelächter die Hymne kaputt
von DIOS Y LA PATRIA Y EL REY

LIED FÜR DIE SHEBA

Jetzt hab ich mich trotz alledem
doch noch mal verliebt
und war doch ziemlich sicher,
dass es sowas nicht mehr gibt.
Die Zeit der Illusion war aus,
und ich saß fest in meinem Schneckenhaus...
Jetzt treibt es mich um, dass
ich mich nochmal ins Freie wag,
    und hab keinen Harnisch
    und du keinen Rosenhag.

Ich sage dir «ich liebe dich»
und küsse deinen Bauch
und denk, es wird vorübergehn,
und du verziehst ja auch
die Augenbrauen hoch ins Haar
und sagst: «naja – vielleicht ein halbes Jahr...»
Trotzdem beißt mich die Sehn-Sucht,
diese heilige Kinderei...
    Ach ja, Große Freiheit –
    ich bin eben nicht so frei.

Ich seh zuerst, dass ich nicht lüg,
dein' Mund und diesen Schwung
der Lippen, wenn sie offen stehn
im Licht der Dämmerung,
und dann, ja dann – so ganz rundum,
was soll's, die deutsche Sprache ist zu dumm...
ich kanns nicht beschreiben,
ich heiß ja auch nicht Salomo,
    doch wenn du den Mund aufmachst,
    werd ich sogar mit Sächsisch froh.

Da steh ich auf der Straße rum,
die Autos machen Wind,
und du bist auf der andern Seite
und kein Königskind.
Ich seh nur deine Außenhaut,
ich hör dich nicht – hier ist ja ziemlich laut.
Ich geh meiner Wege,
und du gehst, was weiß ich, wohin.
    Da find ich es gar nicht schlecht,
    dass ich noch ich selber bin.

Dann ist das Zimmer eingeheizt
und riecht gut nach Kaffee,
du zeigst mir alte Fotos,
dass ich mehr von dir versteh,
was zum Beispiel auf dem Familienbild
das Mädchen mit den Sheba-Augen fühlt,
oder Sheba mit Baby
und mit diesem und jenem Mann –
    ich hab vor der Nase,
    was ich nicht begreifen kann.

Ich hab einmal geträumt,
sie holen mich ab in den Knast,
und du warst auch im Bild,
jedoch als wie ein fremder Gast
mit einem freundlichen Gesicht,
bloß zu mir hergeschaut hast du grad nicht.
Ich schreck auf und seh dich,
da liegst du ja schlafend und warm,
    das ist auch mein Bett, bloß
    du liegst in deinem eigenen Arm.

Da ist ein leichter Sommertag
mit Himbeern und im Wald,
du duftest nach Oreganon,
und mir ist heiß und kalt
auf dem Boden, der vor Freude bebt,
und über dem die berühmte Wolke schwebt...
So zwischen den Bäumen
ist mir einen Augenblick klar,
    dass du nicht nur du bist,
    wie ich nicht nur ich selber war.

Jetzt bist du fast vier Wochen weg,
verdammt, das fällt mir schwer.
Ich denk mir, wie du deinen Leib
eintauchst ins Mittelmeer,
und freu mich an deiner Lebenslust,
nur leider hätt ich allzugern gewusst,
ob du einen im Bett hast
mit Schultern sehr breit und sehr braun,
    und ob ich verblasst bin,
    ein sehr ferner Mittsommernachtstraum.

Es ärgert mich gewaltig,
wenn ich in die Ferne schwärm',
davon krieg ich ein' Saufkopf
und die Leere im Gedärm,
und meine Freunde schaun mich an
wie einen, den man nicht mehr brauchen kann.
Also geh ich ins Wasser
und schmink mir den Liebhaber ab –
    es kann ja nichts schaden,
    wenn ich mich gewaschen hab.

(abschließende Lügenstrofe)

Hab jede Menge Arbeit
und auch Lust an Politik,
so krieg ich keine Schwindsucht,
und vielleicht kommst du zurück.
Mal sehn, ob noch was rüber reicht,
ich hätt's schon gern, am liebsten hätt ich's leicht ...
So, das war die Geschichte
von der Sheba und vom Entenfuß,
    vielleicht geht sie weiter,
    mit dem Lied ist auf jeden Fall Schluss.

BALLADE VON DER RENTNERIN ANNA MACK

Die Anna Mack war auch mal jung,
das ist sechzig Jahre her,
da trug ihre Mutter das fünfte Kind,
der Vater trug ein Gewehr.
Sie lernte den Krieg an der Heimatfront,
den Frieden in der Fabrik,
dort bekam sie Kartoffeln und Quark dazu
und wurde davon etwas dick.
War Köchin und Putzfrau und Wäscherin,
und Samstag Abend war sie schön,
war Krankenschwester und Trösterin
und lernte beiseite stehn.
Ja, man lehrte sie, wenns nach Händel roch:
    Halt dich raus, mein Kind,
    stell dich taub und blind,
    aber lass dich auf keinen
      Streit ein!
    Trag den Kopf nicht zu hoch,
    du verlierst ihn noch,
    das Leben wird dir
      leid sein!

Die Anna Mack war zwanzig Jahr,
der Flieder blühte im Mai,
da wurde sie ins Gras gelegt,
ein Mann hatte Spaß dabei,
der war sehr stark und klug und reich
mit einem Schmiss im Gesicht,
der hat ihr mit Gewalt ein Kind gemacht –
genommen hat er sie nicht.
Sie hatte die Sünde und Arbeit dazu,
es wurde über sie gelacht,
und sie sagte: «Den Kerl bring ich vor Gericht,
und hätt der noch soviel Macht!»
Doch die Mutter sagte, die kannte sich aus:
    Halt dich raus , mein Kind ...

Sie fand einen Mann, der brauchte sie,
der hat ihr das Kind verziehn
und hat ihr noch zwei dazu gemacht,
sie lebte nur für ihn.
Dann schlugen die Trommeln zum zweiten Krieg,
der Mann zog in Waffen hinaus,
und sie schmiss den Laden zehn Jahre lang,
mit der Liebe war's zehn Jahre aus.
Sie saß unter Bomben und schrie vor Angst
und sagte den Kindern: «Seid still!»,
und sie sah die Verbrecher mit Orden geschmückt
und saß selber auf Schutt und Müll,
sie sah die SS, doch ihr Hass blieb stumm ...
    Halt dich raus, mein Kind ...

Der Mann kam aus Russland heim am Stock
und starb zwanzig Jahre lang.
Sie legte sich krumm und bete nachts:
«Mein Gott, was krieg ich zum Dank?»
Sie schickte die Kinder zur Kirche und war
doch selber keine von den Frommen,
hatte Schulden und Angst, dass es abwärts geht,
und sagte: «Da muss noch was kommen!»
Die Kinder gingen aufs Gymnasium,
sie sparte am Fleisch und am Fett,
und träumte, ihr Sohn wird ein großer Herr,
und der macht dann alles wett,
und sie sagte dem Sohn, wenn er Streit suchen ging:
Halt dich raus, mein Kind ...

Die Kinder wurden groß, und sie
verlor sie an andere Leut.
Der Mann lag ein Jahr im Krankenhaus,
und eines Tages war es so weit:
Da stand sie als Witwe in der Wohnung rum,
sah die Fotografien, und sah
keinen Menschen, für den sie dasein konnte
und war doch selber noch da.
Im Fernsehn sah sie die Kämpfe der Zeit
in Brokdorf, Malville und Wyhl,
und sie wusste, da warn ihre Kinder dabei,
und sie sagte: «Das ist kein Spiel»,
und sie schrieb einen Brief, und sie weinte dabei:
Halt dich raus, mein Kind ...

Dann flog sie aus ihrer Wohnung raus,
das Haus wurde wegsaniert.
Da fanden sich Demonstranten ein,
da wurde laut protestiert.
Und plötzlich war Anna Mack mit dabei
und schrie: «Polizei = SS!»,
sie kämpfte mit ihrer Scham, aber dann
machte sie kurzen Prozess.
Sie sagte: «Ich hab ja kein Leben mehr,
das ihr mir versauen könnt,
und das ich mal hatte, das ist versaut!»,
sie zeigte die leeren Händ.
Und da stand sie und wusste nicht weiter und wie ...
Ja die hielt sich raus.
Und die hielt das aus.
Ja, da musste das Leben
Leid sein.
Und jetzt kommt sie doch
aus ihrem Mauseloch
und lässt sich auf einen
Streit ein.

LIEBESLIED AUF 101 MEGAHERTZ
(Radio Grün)

Schau, die Sonne fällt in die Vogesen,
und die Nebel steigen aus dem Rhein.
Es wird Nacht, mein Schatz, du komm, wir lösen
diesen Tag ein bisschen auf in Wein.
Heute wolln wir uns was bessres gönnen,
darauf hab ich mich schon lang gefreut,
komm, wir spitzen unsere Antennen,
denn im Dreyeckland ist Radiozeit:
    Am Freitag oder Samstag,
    dreiviertel Acht U-K-W,
    Hunderteins Megahertz, das merk dir,
    mit Radio Grün gegens KKW!

Irgendwo auf einem hohen Berge,
irgendwo versteckt im tiefen Wald,
sorgen unerkannte grüne Zwerge,
dass die Wahrheit aus dem Radio schallt.
Kam einmal ein Paragrafenreiter,
hat's gesehn und Radio Grün geklaut –
doch die Stimme der Region tönt weiter,
und sie klingt auch schon gefährlich laut.
    Am Freitag ...

Wenn in Fessenheim der Ofen kalt bleibt,
weil der teure Schrott nicht funktioniert,
wenn die Mafia an der Macht «Gewalt!» schreit,
weil in Goesgen jemand demonstriert,
wenn geheime Technokraten-Pläne
unters Volk geraten in Malville,
wenn du wissen willst, was macht der schöne,
heiß umkämpfte grüne Platz in Wyhl:
    Am Freitag ...

Und in Colmar dann die große Sache,
eine Live-Sendung aus der Fabrik,
wo die Arbeiter in ihrer Sprache
Klartext redeten an einem Stück,
denn sie hatten auf der Fahnenstange
die Antenne **RADIO GRÜN** gehisst –
sowas geht in der Fabrik, solange
sie von Streikenden besetzet ist.
    Am Freitag ...

In den blauen unzensierten Äther
lasset hunderteins Antennen blühn,
dass im Chefbüro der Schreibtischtäter
seine Schande hört von Radio Grün.
Denn es stirbt in diesen finstren Zeiten
auch die Wahrheit zentimeterweis,
darum müssen wir sie selbst verbreiten,
was ich weiß, macht mich heiß!
    Am Freitag ...

Il y a tant d'barrages sur la terre
mais l'athmosphère au-dessus est très ouverte.
Nous sommes séparés par les frontières
mais unis dans la voix **RADIO VERTE**
Unsri Schproch fliagt allewil iiwer d'Gränze,
häsch en Schrei im Mül, no lossen halt
uff de Radio-Wälli Walzer danze
zwische Fässene un Wyhlerwald.
    Am Fritig ...

Schau, die Sonne fällt in die Vogesen,
und die Nebel steigen aus'm Rhein!
Es wird Nacht, mein Schatz, du komm, wir lösen
diesen Tag ein bisschen auf in Wein.
Und aufs Tonband singen wir paar Lieder
aus dem badischen, dem Hecker-März,
nächste Woche hörn wir sie dann wieder
auf Hunderteins Megahertz.
    Am Freitag ...

BALLADE VOM TOTEN MATROSEN WALTER GRÖGER

Der war jung, grad siebzehn Jahre,
und zog freiwillig in den Krieg,
im Ohr die Nazi-Fanfare,
vor Augen der glänzende Sieg,
aus Schlesien und Schlossergeselle
und bald schon heimwehkrank,
denn der Krieg kam nicht von der Stelle,
und die blutige Zeit wurde lang.
    Drei Jahre weit weg von Schlesien,
    drei Jahr in Kaserne und Schlacht –
    da hat der ans Abhaun nach Schlesien,
    ja an Flucht hat er gedacht.

Als der Krieg dann im fünften Winter
nach den Übriggebliebenen griff,
schickte irgendein Menschenschinder
den Matrosen nach Oslo aufs Schiff.
Doch der fand dort ein heimliches Zimmer,
eine Freundin und einen Plan,
ja, da gabs noch so'n Hoffnungsschimmer,
der von Schweden herüberkam.
    Das ging so ganze drei Wochen,
    dann wurde er denunziert;
    er hatte das Schlimmste verbrochen,
    war vom Töten desertiert.

Der Richter nahm ihm acht Jahre
und der Freundin aus Oslo zwei.
So war denn die Zeit mit der Knarre
für den Hitlersoldaten vorbei.
Doch der Admiral wollte Blut sehn
und sagte: «Zuchthaus ist schlecht!
Warum soll's dem Matrosen so gut gehn?
Davon wird unser Krieg geschwächt!»
    Er fand auch gleich zwei Komplizen:
    ein' Richter und ein' Staatsanwalt –
    was hatten die gutes Gewissen!
    und Gesetze! und Gewalt!

Der Krieg lag schon in' letzten Zügen
und in Trümmern die halbe Welt,
trotzdem wurde die Sache betrieben
und das Todesurteil gefällt.
Den heimwehkranken Matrosen
traf zehnmal die Kugel aus Blei,
in sauber gebügelten Hosen
stand Herr Filbinger aufrecht dabei.
    Wonach sich der Junge gesehnt hat,
    sein Schlesien sah er ja nicht –
    das letzte, was er gesehn hat,
    das war Filbingers Gesicht.

So wurde da einer abgeknallt,
der zu menschlich war für den Krieg.
Und Hitlers gehorsamer Staatsanwalt
überlebte die Zeit, und stieg,
und stieg auf der Leiter der Politik,
wo er hinwollte, nämlich zur Macht –
den hat allenfalls mal ein Hundeblick
um den Schlaf des Gerechten gebracht.
    Es ist einer ja kein Verbrecher,
    auch wenn er Verbrechen begeht...
    Der Terrorist stellt sich besser,
    der im Dienst des Staates steht.

(eine der möglichen Schluss-Strofen)

Schaut sie an, die Saubermänner,
die auf Filbingers Unschuld schwörn!
Trotzdem ist das kein Dauerbrenner,
ich find schlimmer die jüngeren Herrn,
das Richtergelichter der Atomindustrie,
den Grohnde-Staatsanwalt,
wen richten denn die, wen vernichten denn die?
Welcher Krieg macht sich da schon bezahlt?
    Ja, Filbinger kaut jetzt sein Gnadenbrot,
    seine Nachfolger organisieren
    im Wald hinter Gorleben unseren Tod –
    Lasst uns ins Leben desertiern!

LIED VOM LEBENSVOGEL

Da, wo die Elbe raus kommt aus dem Zaun, der unter Strom steht und schießt,
da, wo die Elbe n'Zaun lang durch die grüne Stille fließt,
wo hinterm Deich der Wald liegt, auf Wiesen stehn ein paar
Kühe rum mit Milchgesicht, auch Vögel sind noch da,
der Wiedehopf, der Kranich und Familie Adebar –
    dort fahr ich hin und bin doch kein Tourist.
Ich bin auch nicht der erste, vor mir ist dort eine Bande zugereist,
die auf die grüne Stille und die bunten Vögel scheißt,
sehr feine Herrn im Anzug mit Computerblick,
für die ist alles Leben ein unbehaunes Stück,
aus dem man blanke Münze schlägt, Zerstörung bleibt zurück,
    der Tod, der heutzutag ENTSORGUNG heißt.
        So sing doch, Vogel sing,
            dass Gorleben lebt,
        dass dort der Totengräber
            seine eigne Grube gräbt.

Ein Giftmüll soll versteckt werden im Salz der Erde unter dem Land,
und für die Giftfabrik braucht es ein leeres Land am Rand.
Die Mafia hat gebetet um ein' Boden ohne Wert,
der liebe Gott hat das Gebet der Mafia erhört,
sein Feuer hat paar Wälder hinter Gorleben zerstört –
    mein Gott, kam der gelegen, dieser Brand!
Der Rauch hat sich verzogen, kein Kläger und kein Richter war nicht da,
so geht es eben, wenn der Biedermann Brandstifter war ...
Doch viele Leute haben den Zusammenhang geschnallt,
wir trafen uns zum ersten Mal im verbrannten Wald
und haben angeklagt die herrschende Gewalt,
    und Asche trug da jeder heim im Haar.
        So sing doch, Vogel, sing ...

Schaut euch mal zwischen Gorleben und Gartow diesen Platz heute an:
Mensch, tut das gut, zu sehn, was unsereins aufbaun kann!
Da lag verkohltes Holz, wo jetzt die kleinen Bäumchen sind,
schau in der Luft die Räder, die fangen sich den Wind,
und auf dem großen Spielplatz spürt ein jedes Kind:
    Die Lebenslust ist Grund für Widerstand.
Ein Paragrafenreiter, so eine Lügensau sagt und jetzt,
wir hätten ein Gesetz von wegen «Landschaftsschutz» verletzt!
Ein Spielplatz für die Kinder stört die Landschaftsharmonie,
hingegen passt «harmonisch» die Plutoniumsindustrie
in das geschützte Land ... – so redet die Bürokratie
    und macht aus den Gesetzen ein Geschwätz.
        So sing doch, Vogel, sing ...

Sie trommeln uns die Ohren voll, sie wären unaufhaltsam,
und trotzdem, mein ich, kommt es auch auf unser Zutun an ...
Wann explodiert im DWK-Büro ein Wespennest?
Wann kommt bei Nacht abhanden, was nicht niet- und nagelfest
auf der Baustelle rumliegt – alles schon mal dagewest,
    mit Witzen fängt die Sabotage an.

Ach ja, wir sehn seit Kalkar, wie sie ihren Polizeistaat probieren,
und trotzdem werden wir, sobald es losgeht, demonstriern,
wir schreien unsre Lieder in die Friedhofsruh,
bald braucht es warme Kleider und feste, schnelle Schuh,
noch sind die Straßen offen, bald stopfen wir sie zu:
Wenn wir's nur wollen, wir können sie blockiern.
So sing doch, Vogel, sing ...

Da, wo die Elbe rauskommt aus dem Zaun, der unter Strom steht und schießt,
da, wo die Elbe n'Zaun lang durch die grüne Stille fließt,
steht dreiunddreißig Jahre, viel zu lange schon,
eine zerbrochne Brücke als Sinnbild der Region,
wo rechts und links vom Wasser verwandte Menschen wohn',
für die der Fluss so breit wie n'Weltmeer ist.
Da denk ich an den Oberrhein, die Grenze zwischen Wyhl und Marckolsheim –
Warum soll so'n Zusammenschluss hier ausgeschlossen sein?
Die Herrn in Ost und West spielen mit uns ein schlimmes Spiel,
schau, unter unsern Füßen brennt derselbe heiße Müll,
und doch sind uns die Nachbarn drüben fremd, «das Land ist still»
noch ist es still, noch ...

So sing doch, Vogel, sing ...

VALPOLICELLA

Auch ich war in Italien
und bin noch satt vom Zuschaun –
toll, was sich doch die Leute
drunten in Süden zutraun,
und was dort Leben ist, heiß und mit Risiko,
lass ich mir kalt serviern
von **DARIO FO**.

Anschließend in der Kneipe
sitz ich mit Altgenossen,
an denen sind zehn Jahre
wie Wasser abgeflossen,
die Augen leuchten vor Erinnerung
«Am 2.Juni, Mann,
was warn wir in Schwung!»

«Was ist nach uns gekommen?
Wahrlich nichts Nennenswertes!
Bloß in den Urlaubsländern,
da, lieber Freund, da gärt es:
ITALIA ROSSA und dann Portugal,
und auch der Muselmann
ist immer am Ball.»

Kommt so ein Typ mit Flugblatt
von wegen Neckarwestheim,
soll bald ein radioaktives
strahlendes kleines Nest sein.
Sagt der zu uns: «Na, seid ihr scheintot?
Oder macht ihr auch mit
beim Strompreisboycott?»

Sagen wir: «Ach, mein Junge,
geh dich woanders auskacken!
Hat doch kein Sinn, noch immer
so kleine Brötschen backen –
ja, in Italien, wenn da sowas wär,
dort würde nicht bezahlt, und
das wär populär!»

Kommt einer mit seiner Zeitung,
fragt, ob wir auch schon wissen,
dass sie den **HOSS** und Genossen
bei Daimler haben beschissen ...
« ... denn wenn kein Mensch von dem Wahlbetrug erfährt,
wird das doch wieder mal
untern Teppich gekehrt!»

Sagen wir: «Ach, mein Junge,
wen soll den eure Zeitung
noch hinterm Ofen vorlocken?
Ihr habt doch keine Verbreitung –
ja, in Italien, wenn da sowas wär,
gäbs einen Aufstand und
der wär populär!»

Kommt einer mit Kassette,
sagt, dass das ein Programm wär
von RADIO GRÜN im Elsass
und überhaupt ein Hammer ...
« ... denkt mal da braucht man nur ein paar Watt,
kennt ihr in Stuttgart kein'
der so'n Sender hat?»

Sagen wir: «Ach, mein Junge,
du hast ja keine Ahnung
von deutscher Wertarbeit und
von der Computerfahndung –
ja, in Italien, wenn da sowas wär
RADIO ALICE –
das war populär»

Auch ich war im Theater
und bin jetzt satt vom Zuschaun,
toll, was sich doch die Leute
auf einer Bühne zutraun –
VALPOLICELLA macht mutig und froh
Viva Italia!
und **DARIO FO**!

SENSE

Der Tod kommt abends mal ums Eck
und fragt: «Wann bist denn du so weit?»
Ich sauf mich voll, dann geht er weg
und kürzt mir meine Zeit.
Hau doch ab, du Sack, ich sterb noch dran,
an dir verfluchtem Sensenmann!
Eben warst du noch ne Puppe
aus'm Märchen und mir schnuppe,
und jetzt rückst du mir so eiskalt
    aufn Pelz.

Der Tod fragt mich und grinst dabei,
ob ich hier was verloren hab ...
Verloren ist so mancherlei
ins Leben und ins Grab.
Grad die Liebe, die mir blödem Mann
so schwer fällt, dass ich sie nur kann
mal verraten, mal verletzen,
dann mit langer Zunge hetzen
hinterher, und dann ist wieder mal
    zu spät.

Ich hab so manchen Freund verlorn,
und auch die Kinder, die ich gern
gemacht hab, sind zu früh geborn,
ich seh sie nur von fern.
Ja, zur Arbeit hab ich manchmal Lust,
und ich nehm sie voller Gier zur Brust
wie ne Literflasche Wein,
und ich schütt sie in mich rein,
und so wird sie immer schneller
    wieder leer.

Ich hab auch in der Politik
geschrien vor Unzufriedenheit,
davon wird mancher reich und dick,
wenn er kühl ist und gescheit.
Aber meine dumme Leidenschaft
hat mich und meinen Leib geschafft,
und jetzt bin ich wie mein Beutel
ziemlich mager, und doch eitel,
und die Kampfeslust wird manchmal
    etwas lahm.

Ich wohn in einem Land aus Stein,
da wächst Asphalt, Beton und Stahl,
da renn ich mir die Seele ein,
so täglich hundertmal.
Ist nicht schlecht, die Stadt, bloß unverschämt,
so selbstverständlich hart und fremd.
Ja, den Frühling gibt's hier auch,
aber nicht in meinem Bauch,
und der Süden wird zur kitschigen
    Vision.

Der Tod kommt morgens an mein Bett
im kalten Rauch der Christenhöll,
wenn der nur etwas Wärme hätt,
ich folgt' ihm auf der Stell.
Hau doch ab, verfluchter Sensenmann!
Du, solang ich noch was spüren kann,
bisschen Wasser, bisschen Sonne,
bisschen Liebe, bisschen Wut,
ist mir auch das graue Leben
    noch zu gut.

CHRIESEZYTT

Dein Maul ist schwarz, weil die Kirschen sind reif
an der Straße nach Königschaffhausen,
dem Bruno seine Kirschen und dem Herrgott sein Tag
gibt's heut umsonst und draußen,
es liegt in der Luft ein gesunder
Blütenduft vom Burgunder ...
  ach ja, die ganze Welt reimt sich.
Eine Erdkröte hier, eine Eidechse da –
wir kommen ins Singen und Träumen
und fahren zum Rhein raus und machen erst Halt
hinter Lores Apfelbäumen,
da liegt unter Pusteblum' Flocken
ein übrig gebliebener Brocken,
  eine Erbschaft von vor vierzig Jahren.
      Das war mal ein Bunker,
      der Klotz aus Beton,
        der ging Fünfundvierzig zu Bruch.
      Von denen, die drin warn,
      blieb keine Erinnerung,
        bloß so ein Modergeruch.

Du sagst: «Mensch, lass das, das Philosophiern,
lass die Toten die Toten begraben!
Ich hab heut Lust auf ein Fass voll Leben,
und wenn ich's krieg, will ich's auch haben!»
Und wie die gesengten Säu brechen
wir durch die Hecken, die stechen,
  und wir klauen am Weg Orchideen.
Ein paar Schwäne hier und ein Graureiher dort,
und der Eisvogel schießt durch den Altrhein,
oben am Himmel ein Bussard im Kreis –
na, bei dem wird's windig und kalt sein!
Und noch drüber sehen wir leider
den Streifen von einem Starfighter,
  und plötzlich kommt einer im Tiefflug.
      Ich denk an den Bunker ...

Ich krieg sie nicht los, diese alten Geschichten –
Geschichte von vierzig Jahren
(das kommt wohl, weil's rieselt im Schädelgebälk
unter den grauen Haaren...)
Wir fahren nach Kappel zur Fähre
und stoßen auf eine Barriere,
  dahinter stehn weiße Soldaten.
Die weißen Soldaten im Rheinauewald,
versteckt hinter einer Biegung,
sind lustig und schwitzen und saufen und machen
eine Katastrophen-Übung,
sie schützen sich vor Todes-Strahlen,
als wär eine Wolke gefallen
  und wir beide wärn in der Falle.
      Und ich denk an den Bunker ...

S'wird Abend, wir fahren nach Hause zurück
ins Hochhaus im freiburger Westen,
wo wir uns mit Ratatouille und mit Käse
und Tagesschau-Bildern mästen.
Wir sehn die Raketen, die dicken,
und weiße Atomstrom-Fabriken,
  und wir hören vom Frieden, vom Frieden...
Dann Schmusemusik und ein Fasswein dazu,
und der Mond ist grad aufgegangen,
und schwarz ist dein Maul, weil die Kirschen sind reif,
und die Neon-Laternen prangen,
und später dann im Morgengraun
lieg ich wach und schweißnass vom Traum
  und krieg keine Luft mehr vor Platzangst.

      Und ich seh uns im Hochhaus,
      dem Klotz aus Beton –
        Mensch, der geht diesmal gar nicht zu Bruch!
      Doch von denen, die drin sind,
      bleibt keine Erinnerung –
        nicht mal ein Modergeruch.

KRÖNUNGSZUG LOTHARS, DES ERSTBESTEN

Kam ein Staufer in die Jahre, holte er zum Lohn
sich die goldne Kaiserkrone – seinerzeit in Rom.
Aber heutzutag die Erben haben's nicht so gut,
will ein Staufer Kaiser werden, braucht er Löwenmut.
    Wo ist die Krone? Nicht in Italien,
    nicht im Himalaya-Schnee,
    auch nicht in der Wüste Gobi,
    nicht im Mummelsee,
    nicht in den scharf bewachten Moscheen
    von Teheran oder Kabul,
    ach, die Krone (das ist schlimmer)
    liegt im Kaiserstuhl!

Schon dem letzten Stauferherzog ist es nicht geglückt,
ließ in Kiechlinsbergen Haare und ward bös gezwickt.
Auf den Holzkopf Seiner Gnaden klopften unerlaubt
ordinäre Teppichklopfer, und das hat gestaubt.
    Hopp, Mariann! Was war das ein Tanz!
    Sepp, trink aus – ola, ola!
    Anstatt Krone gab es Hiebe,
    weil's ein Volksfest war.
    Hopp, Mirabelle! Erzähl du's dem Wind,
    der trägt's fort zu Radio Grün,
    und Herr Lothar fragt sich bänglich:
    «Was wird mir noch blühn?»

Herzog Filbi ist gestolpert (Hochhut vor dem Fall),
sein Gewissen hat gestunken wie ein Schweinestall.
Fragte sich: wer spielt als nächster wohl den Herrn im Haus?
Nicht der Hahn und nicht der Eber, sondern die graue Maus.
    Ja, unser Lothar war der erstbeste,
    den man für die Rolle fand,
    sowas hebt den Blick nicht über
    seiner Schüssel Rand.
    Aber jetzt muss er, ist ihm auch bänglich,
    in das Wyhler Volksgewuhl,
    muss die Kaiserkrone holen
    tief am Kaiserstuhl.

Es wird ein Krönungszug gerüstet, und der Vater Staat
zeigt dem Volk seine Organe, alles, was er hat.
Vorne her auf leisen Sohlen schleicht ein Schnüfflerschwarm –
im Vergleich mit diesen Spitzeln haben Ratten Charme.
    Dann Uniformen, die Knüppelgarden,
    deutscher Nagelstiefeltritt,
    und die braunen Kameraden
    ziehn im Geiste mit.
    Was da mit Dummheit und Pistole
    in Herrn Lothars Zug marschiert,
    wird von unserm Steuergelde
    gegen's Volk dressiert.

Nach den Bürgerkriegern schreitet dann ein Jungfernchor,
und der Erzbischof von Freiburg betet ihnen vor:
«Gebt dem Kaiser was des Kaisers, bückt euch vor der Macht!
Seht der TÜV und euer Bischof geben auf euch acht!»
    Bachchöre schmettern, Blasmusik schmettert,
    Fischerchöre schmettern mit,
    dann ein Tusch und auftritt Heino
    mit dem Deutschlandlied.
    «Ja!» schreit der Südfunk, «Ja!» der Südwestfunk,
    und am Arm von Lothars Frau
    jubelt ein Verwaltungsrichter:
    «Ja!» und «Hurra!» und «Helau!

Als Trophäen lässt Herr Lothar eintausend und drei
aufgespießte Köpfe tragen (Peymann ist dabei).
Journalisten schmückt der Maulkorb, und ein Lehrer führt
nur das Hungertuch als Fahne, er hat opponiert.
    Hoch auf dem Wagen ein Scheiterhaufen,
    drin verbrennt man Bücher, und
    kostenlos verteilen Pagen Axel Springers Schund.
    Eduard Zimmermann hat ein schwarz-rot-
    goldnes Transparent dabei:
    «In Hohenasperg und in Stammheim
    sind noch Zimmer frei!»

Endlich kommt die Riesenraupe, macht ein' Höllenlärm,
Panzerketten an den Füßen, Beton im Gedärm.
Zwischen Schwarzwald und Vogesen walzt sie alles platt,
frisst das Land, scheißt Autobahnen und wird niemals satt.
    Ganz obenauf im Führerhäuschen
    tut sich Lothar mächtig dick,
    spielt an bunten Armaturen
    mit leicht irrem Blick:
    «Ich bin das Wachstum! Ihr seid die Reben!
    Badnervolk, du folge mir!»
    Dann schwenkt er Katastrophenpläne,
    s'ist aber Klopapier.

Also zieht anachronistisch Lothars Prozession
durch das Rheintal auf der Suche nach der Kaiserkron.
Und ihr Ziel ist eine Lichtung tief im Wyhlerwald,
dort stehn neu gepflanzte Bäume, fünf Jahr sind sie alt.
    Hopp, Mirabelle! Erzähl's du dem Wind!
    Radio Grün macht jetzt NonStop –
    komm, wir schnitzen grobe Keile,
    denn der Klotz ist grob.
    Hopp, Mariann! Du kennst die Musik!
    Sepp, trink aus, der Tanz fängt an!
    Schau, hier wachsen tausend Kräuter
    gegen Größenwahn.

WAHRHEITSGETREU GEFÄLSCHTE ERINNERUNG AN EINEN SPAZIERGANG MIT FRAU SHEBA ÜBER DAS KARLSHÖFENER MOOR

Komm, wir gehen übers Moor mit
Spinnenfäden im Gesicht, es
ist Altweibersommertag –
noch hängt ein Ofen im Himmel, der Sommer
ist noch nicht ganz aufgebraucht.
  Kleb deinen Mund auf meinen Mund,
  gib mir nicht bloß so'n Luftkuss,
  komm, dass es nicht zu spät wird!

Du, ich hab so einen Durst nach
dieser kräutersatten Luft und
wie die schmeckt auf deiner Haut –
gefallen die Frau ins Heidekraut, der
Mann gefallen ins Moos.
  Leg deinen Bauch auf meinen Bauch,
  nimm dich nicht so schnell weg,
  komm, dass es nicht zu spät wird!

Rot voll Vogelbeern ein Baum, dann
brummt ein Flieger durch das Blau, und
dann mach ich die Augen zu.
All mein Gedanken, die ich hab,
verdunstet in so großer Hitz.
  Mensch, wie das flattert und rauscht, und ich
  flieg doch nicht gern allein weg,
  komm, dass es nicht zu spät wird!

Aufgewacht aus hellem Schlaf und
Salz und schwarzes Haar im Mund und
Spätburgunder im Gehirn –
Du schon drei Meter beiseite gerollt,
ich weiß nicht, warum du so lachst.
  «Hast Du noch Hunger?» – Ja ich hab,
  aber es wird jetzt kalt hier.
  Schad, dass es schon so spät ist.

COMPAÑERO HUGO RIVEROS

Ein Regentag in Bremen.
Die Stadt randvoll mit Nässe.
Die Leut in grauer Trance.
Die Augen blass vom Schnaps.
Am Ostertor in Fetzen
Plakate von vorgestern
«Chile – libertad!»
Und an der Tschibo-Ecke
steht einer, dem ist kälter,
Mensch, dem ist eiskalt.

Salü du, Compañero,
wo kommst du her? – «Santiago»
Wo gehst du hin? – «Nach Chile.
Vorläufig bin ich hier.»

Es schmeckt in eurer Küche
nach Schweiß und nach Oliven,
und fremd sind eure Reden,
zehntausend Meilen fremd.
Du sagst: «Die Frau, die Tee kocht,
der hat die Soldateska
den Bruder umgebracht.»
Und du erzählst vom Sommer,
da warst du sechzehn Jahre
und im KZ.

Wir teilen, Compañero,
den Wein und eure Lieder,
die viel zu wilden Lieder
für diese matte Zeit.

Ich hör Flüchtlingsgespräche
ums täglich Brot und Arbeit
und Kinder, die aufwachsen
im deutschen Neubau-Slum.
Und lebt ihr hier auf Abruf,
so müsst ihr hier doch leben,
vielleicht ein Leben lang.
Und manche, hör ich, kehren
zurück – «der Kampf geht weiter»,
und der kann lang gehen...

«Das Harte, Compañero,»
sagst du «wird unterliegen.
Das weiche Wasser in Bewegung
Besiegt den mächtigen Stein.»

Ein Regentag in Bremen.
Das war vor ein, zwei Jahren.
Ich hätt ihn fast vergessen,
käm heut nicht dieser Brief.

Ich lese: «Compañero!
Du kennst Hugo Riveros,
den aus Viña del Mar.
Den hat's hier nicht gehalten,
der ging zurück nach Chile
ins offne Messer.

Gefallen der Compañero,
der Maler Hugo Riveros,
den Schlächtern in die Hände –
und du hast ihn gekannt.»

Der ließ sich in Europa
nicht an die Schickeria
verkaufen als ein reizvoll
exotisches Dessert.
Der Schrei aus seinen Bildern,
der tiefe Schrei nach Freiheit
erstickt doch im Salon.
Doch von den Mauern rings um
Santiagos Elendsvierteln
kommt vielfach Echo.

So lehrte der Compañero
Hugo die armen Leute
in Bildersprache lesen,
in Bildersprache schrein.

Sie haben ihn gefangen,
sie haben ihn gefoltert,
und wenn sie ihn ermorden,
wächst über ihn das Gras.
Für den ich bitt, der lebt noch,
nur einer von Millionen,
ein einzelner, ich weiß,
und bitt: Verbraucht nicht Chile
für größere Gefühle –
es braucht auch Taten.

Das Harte, Compañero,
du verstehst, wird unterliegen;
das weiche Wasser in Bewegung
besiegt den mächtigen Stein.

LIED VOM KORMORAN

Sei willkommen, liebe Frau,
steig ein in meinen Kahn!
Über uns im Himmels-Grau
kreist ein Kormoran.
Der wohnt hier nur als Wintergast
und fühlt sich doch daheim,
schläft auf einem Schlafbaum-Ast
und fischt im Alten Rhein.
Doch wenn dann vom Gebirge
die Frühlingsstürme wehn,
dann juckt's ihn im Gefieder,
und er schreit «Auf Wiedersehn!»,
dann zieht es ihn nach Norden
zu anderm Federvieh,
vielleicht kommt er mal wieder,
genau weiß man das nie.
    Ay ay ay ...

Durch die Silberweiden streicht
davon der Kormoran,
auf dem Wasser schaukeln leicht
wir zwei im Trübord-Kahn.
Du kommst an Bord nur kurze Zeit,
weil du ein Grausen hast
vor der Galeere Zweisamkeit,
dem sauren Liebesknast.
Solang du aber bei mir bist,
solang gibt es ein Fest,
ich lass keine Minute aus,
bevor du mich verlässt –
da fällt ein süßer Regen,
da fällt ein heißer Schnee,
da gibt es Überschwemmung, und
die Fische fressen Klee.
    Ay ay ay ...

Durch den braunen Winterwald
schwimmt mein sanftes Boot,
morgen sind wir müd und alt
und übermorgen tot.
Dein Gelächter, laut und frech,
bläst Luft in mein Gehirn –
was soll's, der Tod hat heut noch Pech,
ich will den Nachtwind spürn.
Du redest wie ein Wasserfall,
ich brenne lichterloh,
ich hör Deinen Geschichten zu,
bin traurig oder froh,
wir treiben durch den Taubergießen,
wir in unserm Kahn,
und über uns im Himmels-Grau
kreist der Kormoran.
    Ay ay ay ...

DIE ROMANZE VON DER JOHANNA ARG

Juli Achtzehnhundert Dreißig
in Paris die Barrikaden,
Juli-Sonne, Juli-Hoffnung
und: «DIE FREIHEIT FÜHRT DAS VOLK»
Während Karl der Zehnte abtaucht,
kommen andre hergeschwommen,
hergeschwommen kommt Johanna
aus dem trüben Tümpel Deutschland.

Sie kommt zu spät aus ihrem Dorf,
dem Hungerleiderkaff am Oberrhein,
sie ist zu spät dran,
sie kommt zu spät mit ihrer Gier
nach Sonne und Revolte und Pariser Luft –
Johanna
Sie kommt zu spät zum Carnaval,
wo das gemeine Volk die Sauhatz macht
auf die Gekrönten,
sie kommt zu spät, die Revolution
ist weggeputzt, ist abgeräumt –
Johanna

Die Toten sind betrogen.
Gekrönt wird jetzt der Geldsack.
Man heißt ihn KÖNIG BIRNE.
Wer hat gewonnen? Na, die Reichen!

Also bleibt Johanna stecken
im berühmten Dreck der Vorstadt,
sie wäscht reichen Leuten Wäsche
und wohnt in einem feuchten Loch.
Und beim Tanz am Sonntag Abend
findet sie den Schuster Schambier,
armer Hunde mit groben Knochen
und ein Revolutionär.

Der kennt sich aus und sagt: «Wart ab,
was alles noch passiert, wenn König Birne
erst mal reif ist!
Dann fällt er ab wie'n nasser Sack,
und wir stehn auf in aller Früh,
Johanna!»
Der kennt sich aus in dem Quartier,
er weiß eine Mansarde, und die könnten sie
zu zweit bezahlen,
der kennt sich aus in dem Métier
«Ichliebedich» und so, und «AchundAchundAch –
Johanna!»

So fällt sie in ein Brautbett,
in das die Tauben scheißen,
und wenn sie nicht zu müd ist,
hat sie auch ihren Spaß dabei

Hört den dicken König Birne,
er sagt: «Ihr sollt euch jetzt bereichern!»
Und wer hat sich wohl bereichert?
Bankiers-Pack und Spekulanten.
Währenddessen wächst die Armut,
und die Wut wächst in der Vorstadt,
und ein Wort kommt ins Gerede,
und das Wort heißt DIE COMMUNE.

«Wann stehn wir auf?» fragt die Johanna und
trägt Zettel durchs Quartier und lässt sich nicht erwischen
früh um Viere,
«Wann stehn wir auf?», «Hebt euren Arsch!»
«Sind wir den Hünd?» – so schreit sie rum,
Johanna,
und Feierabnd gibt's Rosenkohl
mit Käse überbacken und dazu ein Wein
für ihre Freunde,
und Feieramd tanzt sie oder singt
ein Lied von Béranger und schläft dann nicht allein,
Johanna.

Der Schuster Schambier ist längst
auf Arbeit weg nach Zürich,
hat ihr ein Kind gelassen –
er schustert ein' Geheimbund ... !

Ach, es schustern jetzt sehr viele
einen Plan der Menschheits-Zukunft.
Handwerksburschen, Philosophen,
helle Denker, dunkle Dichter.
Und sie streiten und sie finden
nicht so schnell den Stein der Weisen,
und Karl Marx in seiner Stube
weiß ja auch noch nicht, wo's langgeht.

«Es kommt der Tag» sagt die Johanna «dann
im Morgenrot liegt die Commune da!
Ich will's erleben!»
«Es kommt der Tag!» schreit sie im Knast
den Schließern ins Gesicht und wird dafür verhaun –
Johanna
Und ist sie frei, wie sie dann lacht!
Und beißt ins Brot und spürt, es kracht,
weil es noch warm ist,
und wie sie lacht! Und schüttelt ihren Rock,
und schüttelt ihren Bauch, und schüttelt's ab –
Johanna

Die schmeißt sich nicht malerisch
vom Pont Neuf in die Seine,
wo lüstern die Poeten
nach bleichen Leichen ausschaun.

Achtzehn Jahr lebt so Johanna
in Paris ihr Auf und Nieder,
achtzehn Jahre Wetterleuchten
bis der Blitz dann doch mal einschlägt
Achtzehnachtundvierzig, heißt es,
sei sie noch gesehen worden
bei dem Heckerzug im Schwarzwald
Arm in Arm mit Emma Herwegh.

Doch wo sie aufgetaucht ist, gabs
kein Lebehoch, kein Männerchor, kein
Hosiannah,
und auch das Kreuz, das sie getragen hat,
hat niemanden erlöst. Sie hat gelebt.
Johanna

Und wenn sie nicht gestorben sind,
dann leben wir noch heute...

FEHLANZEIGE
Nachruf auf einen Achtundsechziger

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen
bei Nacht, und die Straße war menschenleer.
Er habe, so schreibt er, am täglichen Leben
gar kein Interesse mehr.

Den treff ich also nicht mehr in der Kneipe.
Der fährt im Sommer nicht nach Portugal.
Berufsverbot und Häuserkampf und Wyhl und was
den umgetrieben hat, ist jetzt egal.

Es scheint, dass jeder Mensch zur Lust am Leben
Empörung gegen schlechtes Leben braucht.
Es scheint, der ist an einem Morgen aufgewacht,
da war die ganze Wut verraucht.

Er sieht, die Polizei schlägt auf die Leute ein,
und merkt, das lässt ihn einfach alles kalt.
Er sucht in seinem Schaufenster sein Spiegelbild,
solange, bis er auf die Scheibe knallt.

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen ...

Seit Achtundsechzig lebt er provisorisch
im Hinblick auf die Revolution.
Sein Kopf erwartet sowas wie ein Weltgericht,
sein Bauch erwartet eine Explosion.

Sein Haar wird langsam grau, die Sache zieht sich.
Die Macht hat sich verdammt stabilisiert.
Die Massen lutschen Politik am Fernsehschirm,
und Marx ist tot und Mao balsamiert.

Ja, Solidarität blüht auf und welkt dann
für Chile und für Nicaragua ...
Er geht auch jedesmal mit seiner Sammelbüchse rum
und steht am End mit leeren Händen da.

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen ...

Er sieht, wie die verflossenen Genossen
sich in den Eigenheimen einquartiern,
und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen –
das kostet Geld, man muss sich arrangiern.

Er schaut die Häuser an und sagt: «Es ist so.
Was aufgestanden war, fällt jetzt zurück.»
Vielleicht wär er auch selber gern zurückgefalln,
es scheint, ihm fehlte dazu bloß das Glück.

Er steckt bis an den Hals in seinen Schulden,
er ist in Geldgeschäften ungeschickt.
Er dreht den Spiegel um und haut die Uhr kaputt,
damit sie nicht mehr tickt.

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen ...

Er taucht noch eine Weile durch die Kneipen,
durch diese Bier– und Rotz– und Tränenflut.
Er schaut sich durch ein umgekehrtes Fernglas an,
was sich auf dieser Szene tut.

Er sagt: «Weil sich die Welt ja nicht verändert,
macht wenigstens die Mode alles neu.
Das Neueste ist, ihr setzt euch alte Hüte auf,
und Aschermittwoch ist es dann vorbei.»

Er sieht, wie viele sich zu Tode saufen,
und fragt: «Was bringt die Leute denn dazu,
dass sie die Sache derart in die Länge ziehn –
wann hat die arme Seele endlich Ruh?»

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen ...

Das Aufstehn jeden Morgen wird ihm lästig.
Er spürt nicht mehr die Neugier in der Haut
auf Sonne oder Wasser oder Winterluft.
Er schmeckt beim Essen nicht mehr, was er kaut.

Er merkt: da wächst ein Abstand zu den Dingen.
Sein Auge registriert nur ungefähr.
Er sieht nur ungefähr: dort steht ein Apfelbaum,
die Äpfel interessiern ihn schon nicht mehr.

Wenn manchmal seine Freundin kommt, erschrickt er.
Was Liebe war, ist nur noch heißer Schweiß.
Dann übersteht er höflich eine Nacht mit ihr
und weiß, dass sie von ihm nichts weiß.

Der hat sich vom Hochhaus zu Tode geschmissen ...

Die Nachricht sickert langsam durch die Szene,
und irgendwann verläuft sie sich im Sand.
«Wer hätte dem gerade sowas zugetraut?»
«Eigentlich hab ich den gar nicht gekannt!»

«Da siehst du wieder: außen glatt und wortreich,
und hinter jeder Maske ein Bankrott!»
«Ach, lass das jetzt, ich sag dir lieber WER-MIT-WEM,
das ist doch amüsanter als der Tod.»

Die Überlebenden sind mehr verlegen
Und schaun am liebsten gar nicht hin.
Zum Glück gibt's in der Glotze eine Abwechslung:
Straßenschlachten in Berlin.

SERENATA SERENA

Sí, Señora, ich möcht gern gelassen sein,
so gelassen wie diese Melodie,
wie der kahle Baum, wie der weiße Stein,
wie das Nirgendwo und das Nie.

Doch wie sollte ich gelassen sein,
solang ich dich anschaun kann?
Solang ich dich hör, solang ich mein',
es gäb ein Irgendwo irgendwann?

Nein, Señora, mir fehlt die Gelassenheit,
die den Philosophen ziert,
deine Haut & Haar, dein kühles Kleid
haben mir die Sinne verwirrt.

Also schneid ich mir die Ohren ab,
brenne mir die Augen aus,
näh den Mund mir zu, klapp zu mein Grab,
dann herrscht Ruh vor deinem Haus.

Dann, Señora, werde ich gelassen sein,
so gelassen wie diese Melodie,
wie der kahle Baum, wie der weiße Stein,
ganz im Nirgendwo und im Nie.

Aber wenn du willst, dass ich dem Grab fernbleib,
mach die Tür auf und lass mich ein!
Lass uns Mund an Mund und Leib an Leib –
lass uns ausgelassen sein!

UNRUHIGES REQUIEM

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Die Bäume sind grün
Die Erdbeern blühn
Die Nachbarin
Trägt schwer an ihrem Gebetbuch
Es riecht nach Schweinebraten

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Alles blitz und blank
Dem Herrgott sei Dank
Für Speis und Trank
Außerdem haben wir Fernsehn
Es riecht nach Schweinebraten

Die Idylle ist sehr fett geraten. Ich will sie nicht madig machen. Ich rede nicht vom Weltuntergang. Ich rede nicht vom Atompilz. Ich rede vom Sonntag, dem ersten Mai 1983. Gegen Mittag ruft mich die Christiane an. Sie sagt: «Ich weiß nicht, ob du es schon weißt, aber sie haben den Tonio erschossen. Es war im Norden von Nicaragua. Sie haben vierzehn Menschen gezwungen auszusteigen. Dann haben sie alle vierzehn abgeknallt. Einer von den vierzehn war der Tonio»

Was die Christiane am Telefon erzählt, ist eine Nachricht. Material für die Zeitung. Was die Christiane erzählt, ist Kino. So eine Art Italowestern. Da liegen vierzehn Leichen auf der Straße rum, aber ich will sie nicht anschaun. Meine Kamera schwenkt hinüber zu den bewaffneten Männern in den Tarnanzügen. Ich wiederhole mir im Kopf, was ich von denen weiß:

Die Mörder kommen aus u.s.-amerikanischen «TRAINING CAMPS», aber das Wort meint keine Zeltlager, in denen Leichtathleten trainieren. Das Wort meint Kasernen, in denen Menschen zu Killern abgerichtet werden. Die Lehrmeister werden geschickt aus Washington. Die Mordwerkzeuge werden bezahlt aus Washington. In Washington nennt man die Killer «Freiheitskämpfer».

Ich habe mich daran gewöhnt, das alles zu wissen. Aber jetzt sagt die Christiane, sie hätten den Tonio angeknallt. Da ist ein Italowestern, der spielt in Nicaragua. Und da bin ich. An einem anderen Ende der Welt.

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Die Kirche ist aus
Das Gotteshaus
Sieht kostbar aus
Die Kostbarkeit hat was gekostet
Es riecht nach Schweinebraten

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Die Menschlichkeit
Trägt ihr Sonntagskleid
Es tut uns leid
Dass anderswo Menschen verhungern
Es riecht nach Schweinebraten

Der Nachrichtensprecher im Radio sagt es jetzt auch: «Der deutsche Arzt Albrecht Pflaum in Nicaragua ermordet». Ich kannte diesen Namen nicht. Ich kannte bloß den Namen TONIO. Ich krame in meinem Gedächtnis nach Erinnerungsfotos. Ich seh ihn mit der Christiane in der Wohngemeinschaftsküche Terlanerstraße. Ich seh ihn mit den Latinos auf

einer Chile-Demonstration zwischen Martinstor und Amerikahaus. Und ich seh ihn mit dem Reinauer Sepp auf dem besetzten Platz im Wyhler Wald.

Und ich sehe die Gesichter der anderen, die jetzt in Nicaragua sind: Pedro und Marilyn aus Argentinien, die Schimmel aus dem Töpferladen hinterm JOS FRITZ, den Nico aus Managua. Am liebsten würde ich jetzt die Zeit zehn Jahre zurückdrehen und Samba tanzen gegen die viereckige Musik aus dem Radio. Und Olivenöl und Knoblauch und Chili und Lourdinha mit Zimt und Nelken und diese lateinamerikanischen Lieder, an denen wir uns damals alle besoffen haben. Mir fällt auf, dass diese Lieder heute auch schon graue Haare haben.

Yo pregunto a los presentes
Si no se han puesto a pensar
Que esta tierra es de nosotros
Y no del que tenga más
A desalambrar, a desalambrar!
Que la tierra es nuestra, es tuya y de aquél
De Pedro y María, de Juan y José
De Pedro y María, de Juan y José

Alle meine Erinnerungsfotos gehen nicht zusammen mit dem Film, den mir die Christiane am Telefon erzählt hat : «Es war im Norden von Nicaragua. Sie haben einen Bus angehalten. Sie haben vierzehn Menschen gezwungen, auszusteigen. Dann haben sie alle vierzehn abgeknallt. Einer von den vierzehn war der Tonio».

Mein Blick weigert sich, die Leichen anzuschaun. Mein Blick weicht aus zu den Mördern. Wenn ich ihre Spur zurückverfolge, komme ich im Fernsehn an. Dort seh ich den Hauptdarsteller des Freien Westens, den Kmödianten mit der Dallas-Fresse, daneben steht einer, der Hauptdarsteller in Bonn, der macht einen Bückling und sagt: «Wir stehen, wo wir stehen müssen. Auf der Seite der Freiheit. Auf der Seite unserer Freunde». Er sagt nicht: «Wir stehen auf der Seite der Killer!», das sagt er nicht. Ich weiß, dass es so ist. Aber die Bilder passen nicht zusammen. Dieser schmierig grinsende deutsche Biedermann hat keine Blutflecken an der Manschette.

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Das Blech rollt zurück
Aus dem Weekend-Glück
Das Blut wird dick
Das Blut wird dick, das im Stau steht
Es riecht nach Schweinebraten

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Ein Blechschaden kracht
Ein Lachsack lacht
Das Fernsehn macht
Gelungene Unterhaltung
Es riecht nach Schweinebraten

Eine Stunde vor Mitternacht ist das Amerikahaus demoliert. Hastig hingesprühte Parolen auf zertrümmerte Glasscheiben. Und die paar Steine, die geflogen sind, machen keinen großen Lärm. In Washington ist jetzt Nachmittag, dort hört das sowieso kein Mensch. An der Mauer des Gerichtsgebäudes steht der Namen «Tonio». Morgen wird er vielleicht schon übertüncht. Übermorgen schreibt jemand was anderes drüber.

Laut Poizeibericht um «Dreiundzwanzig-Null-Sechs Uhr» sind mein Freund und ich umringt von aufgeregten jungen Männern in grünen Uniformen. Sie sehen aus wie Pfadfinder beim Stadtgeländespiel. Das macht ihr kindisches Jagdfieber. Ich kann ihre Finger an meinem Ärmel nicht leiden. Ich sei festgenommen wegen «Sachbeschädigung». Ich sage: «Das ist nicht wahr. Ich habe keine Sache beschädigt». Dann eben wegen «Billigung einer Sachbeschädigung in Tateinheit», sagt ein anderer. Mein Gott, was haben

die für Wörter gelernt! Ich schau den Pfadfindern in die Gesichter. Ich suche Züge von Neugier. Ich frage mich, ob diese Jungs auch längere Spuren lesen können, zum Beispiel die Spur, die von dem Mord in Nicaragua nach Washington und von dort nach Bonn führt. Sowas hieße dann doch in ihrem Jargon «Billigung eines Mordes in Tateinheit».

Nein, diese da suchen keine Spuren. Sie führen Befehle aus. Sie haben Angst im Freien. Auf der Straße fühlen sie sich ständig bedroht, das ist gefährlich für uns, denn sie tragen Schusswaffen. Die Hintertüren des Streifenwagen haben Kindersicherungen. Man kann sie von innen nicht öffnen. Ich dreh den Kopf und schau zum Heckfenster hinaus. Das Nachtleben der Stadt interessiert sich nicht für uns. Warum auch.

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Ein Dealer dealt
Ein Schläger brüllt
Ein Säufer fühlt,
Er kommt nicht mehr auf die Beine
Es riecht nach Schweinebraten

Ein Sonntag im tiefsten Frieden
Eine Knarre zielt
Ein Killer killt
Das Kino spielt
«SPIEL MIR DAS LIED VOM TOD»
Es riecht nach Schweinebraten

Auf dem Polizeirevier nehmen sie mir meine bewegliche Habe ab, auch den Gürtel, auch das Halstuch. Vor der Zelle dann der Befehl: «Jetzt ziehen Sie auch die Schuhe aus!». Ich sehe, ich bin in ihrer Gewalt. Die Klotür ist ausgehängt. Zwei bewaffnete Männer schauen mir beim Pissen zu. Das ist ihre Arbeit.

Die Einzelzelle ist ein kahler Kellerraum, drei Meter hoch, vierfünfzig lang, einsachzig schmal. Kein Fenster. Außer der Liege ist nichts drin, gar nichts. Die Stahltür hat keine Klinke und kein Schlüsselloch. Sie ist eigentlich gar keine Tür, bloß eine glatte graue Fläche. Man schließe mich ein, um mich vor mir selbst in dieser Nacht zu schützen, sagt der Schließer und grinst. Bei den Nazis hieß das Schutzhaft. Heute heißt das Vorbeugehaft. Und zwar wegen «Verdacht auf Billigung einer Sachbeschädigung in Tateinheit», weil nämlich jemand den Namen TONIO an eine Mauer gesprüht hat. Eigentlich alles unsäglich lachhaft.

Ich mache, was ich in dieser Lage machen kann, ich geh fünf Schritte hin, fünf Schritte her und sage mir: Was du hier erlebst, ist unbedeutend, verglichen mit dem, was der Freie Westen jeden Tag und jede Nacht mit Menschen anstellt, die er in seine Gewalt gekriegt hat, in Berlin Tegel oder in Hamburg Fuhlsbüttel oder in Köln Ossendorf oder in Stuttgart Stammheim oder erst recht dort drüben in den Vorgärten und Hinterhöfen der USA, wo ein Menschenleben weniger Wert hat als der Mercedes-Stern auf dem Wagen des deutschen Botschafters.

Ich sage mir: Wenn Hugo Riveros in seiner chilenischen Zelle Geräusche an der Tür gehört hat, dann wusste er: Jetzt kommen Elektrotechniker, um mich zu foltern.

Ich sage mir: Die Kinder aus den Slums um Santiago de Chile stecken ihre Gesichter in Plastiktüten und atmen die giftigen Dämpfe von Klebstoff ein, um ihren Hunger zu betäuben.

Aber die Herrenmenschen zwischen Dallas und Düsseldorf haben mit all dem nichts zu tun. Sie waschen ihre Hände. Sie bräunen ihre Haut. Sie essen mit Messer und Gabel. Zehn Jahre lang gefiel ihnen das Investitionsklima in Chile. Sie leiten Maßnahmen ein, um das Investitionsklima in Nicaragua zu verbessern. Eine dieser Maßnahmen war der Mord an Tonio und dreizehn anderen Menschen, von denen ich nichts weiß. Das geht so weiter Tag für Tag. Woher das kommt, weiß ich. Wohin das führt, weiß ich auch. Aber wann hört das auf. Schlecht eingerichtet im Pariser Exil stellt die Stimme Lateinamerikas beharrlich die alten Fragen, die bei uns aus der Mode gekommen sind.

Ich frage die Anwesenden:
Ist euch der Gedanke so fremd,
dass diese Welt uns allen gehört,
und nicht nur denen, die das Geld haben?
Yo pregunto a los presentes
Si no se han puesto a pensar
Que esta tierra es de nosotros
Y no del que tenga más
Ich frage die Anwesenden:
Ist euch der Gedanke so fremd,
dass uns das gehört,
was unsere Hände schaffen?
Yo pregunto si en la tierra
Nunca habrá pensado usted
Que si las manos son nuestras
Es nuestro lo que nos den
Reißt die Zäune ein!
Reißt die Mauern nieder!
Reißt Schloß und Riegel ab!
Die Erde gehört uns allen
Dir und Dir und Pedro und Maria
Und Juan und Jose!
A desalambrar! A desalambrar!
Que la tierra es nuestra, es tuya y de aquél
De Pedro y María, de Juan y José
De Pedro y María, de Juan y José